Akad. Lesehalle
Heidelberg

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM REICHSKRIEGSMINISTERIUM

1. JAHRGANG
Nr. 22
BERLIN
2. September-Ausgabe 1937

EINZELPREIS
25 Rpf.
und Bestellgeld
ERSCHEINT
2MAL MONATL.

Reichsparteitag 1937: Tag der Wehrmacht

Zeichnung: Peter Wywiorski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0777

gefördert durch
Baden-Württemberg

Parteitag der Arbeit

Blick auf die Zeppelinwiese während des großen Appells des Reichsarbeitsdienstes vor dem Führer

Bild rechts: Der Reichskriegsminister besichtigte das Lager der Wehrmacht vor den Toren Nürnbergs. Unser Bild zeigt den Generalfeldmarschall vor dem Fahnenzelt

Bild unten: Vom Balkon des „Deutschen Hofes" nahm der Führer den Vorbeimarsch der 38000 Arbeitsmänner durch die festlichen Straßen Nürnbergs ab

Aufnahmen: Weltbild (3), Presse-Illustrationen Hoffmann (2)

Marsch der Hitlerjugend, voran die Bannfahnen

Bild links: Auf der Deutschherrn-Wiese verlieh der Führer und Reichskanzler der Polizei, die erstmalig die neue Paradeuniform trug, 23 Fahnen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0778
gefördert durch Baden-Württemberg

Hindenburg

ZU SEINEM 90. GEBURTSTAGE

Das Vorbild ewigen deutschen Soldatentums

Von General d. Inf. a. D. Joachim von Stülpnagel

Nur wenigen Menschen ist es vergönnt, ihr Leben zu einer Idee für die Nachwelt zu gestalten. Viele tüchtige Männer arbeiten, wirken, gehen dahin und sind bald vergessen. Mögen diese wie jene ihre Pflicht gegenüber ihrem Volke nach besten Kräften getan haben, die unter der großen Zahl verdienstvoller Männer vom Schicksal als Träger einer Idee Ausgezeichneten treten für immer in der Geschichte als Beispiel hervor.

Zu diesen Persönlichkeiten von historischer Größe gehört der Generalfeldmarschall und Reichspräsident von Hindenburg. Er war und bleibt das Vorbild ewigen deutschen Soldatentums, einfach in seinem Wesen, stark in seiner Eigenart, gottesfürchtig und pflichtbewußt bis zum Äußersten. Auch zu seiner Zeit haben Männer gelebt, deren Geisteskräfte und Willensstärke den seinen nicht nachstanden und deren Aufopferung um höchster Ziele willen nicht minder gewertet werden darf. Das, was Hindenburg aber über Alle hinaushebt, ist die Fügung des Schicksals, diesen im Grunde so einfachen Mann mit Aufgaben im Kriege und im Frieden zu betrauen, bei deren Lösung er als Wahrer besten soldatischen Seins zum Erhalter seines Volkes in größter Notzeit wird. Fügung des Schicksals und historische Gerechtigkeit, denn keine innere Kraft unseres Volkes hat sich über die Jahrhunderte hinweg als so beständig erwiesen als die soldatische, und als nach dem unseligen Zusammenbruch unseres Volkes sogar die Auflösung des deutschen Staates drohte, trat Hindenburg als die Verkörperung soldatischer Urkraft elementar und richtungweisend hervor.

Hindenburg hatte, wie viele tüchtige Offiziere, ein erfolgreiches militärisches Leben hinter sich, als er 1911 als Kommandierender General des IV. Armeekorps, ausgezeichnet durch seinen Kaiser mit dem höchsten preußischen Orden, dem Schwarzen Adler, seinen Abschied nahm. Sein Lebenswerk schien getan. Aber in die Stille seines Feierabends in Hannover zuckte der Blitz der Mobilmachung am 1. August 1914. Wenige Wochen später, Ostpreußen schien verloren, sein Kaiser rief ihn, Tannenberg wurde geschlagen und von nun an rief ihn sein Volk!

Man mag heute sich darüber streiten, wer der Urheber des operativen Gedankens, der zu dem gewaltigen Siege über die Russen führte, gewesen ist, man mag selbst die Wahrheit niemals finden, man kann und darf aber das eine nicht: den Träger der Fahne und verantwortlichen Führer gering einschätzen, der in dieser Schlacht und von nun an während des ganzen Krieges in Glück und Unglück die Fahne fest in der Hand hielt und sie erst dann niederlegte, als das dramatische Geschehen von Sieg und Niederlage aus unerforschlichen Schicksalsgründen sein tragisches

Aufnahme: Scherl

Ende nahm. Kein anderer fand sich 1918 als dieser Mann, der gewiß auch das Schicksal nicht meistern konnte, dessen Dasein aber allein die endgültige Auflösung unserer staatlichen Existenz verhinderte. Er wahrte persönlich die Würde und Ehre des deutschen Soldaten vor aller Welt. Er schmähte nicht, was ihm einst teuer war. Er suchte nicht die Fehler bei den anderen und wusch sich selbst nicht rein. In stolzer Verachtung verweigerte er dem Präsidenten des parlamentarischen Untersuchungsausschusses die Hand und nahm alle Verantwortung für die militärische Kriegsführung auf sich.

Wir sind gewöhnt, die Menschen an ihren Erfolgen zu messen. Wer in die Rechnung des Krieges nur die sichtbaren Werte einsetzt, rechnet falsch. Ausschlaggebend sind immer die inneren Werte des Soldaten. Persönlich genommen, ist das „Sein" größer als der Erfolg, der Mensch, der über Glück und Unglück hinweg sich selbst treu bleibt, feststeht, wenn alle schwanken und damit eine Kraft ausstrahlt, die bei niemand Anderem zu finden ist. Des Rätsels Lösung, wie gerade in diesem einen Mann diese Kraft sich finden konnte, liegt nicht in seiner Genialität und seinen intellektuellen Eigenschaften, sie liegt in seiner selbstsicheren soldatischen Persönlichkeit und in dem trotz allem noch lebenden gesunden Empfinden unseres Volkes, daß sich hier ein Träger der Idee ewigen Soldatentums fand, der in all seiner Schlichtheit, Selbstverständlichkeit und Phrasenlosigkeit nicht verzagte, sondern aufrecht den Weg in die Zukunft beschritt. Die Urkraft deutscher Art hat sich im Unglück immer im Soldaten gezeigt, und der erste Soldat jener Zeit – Hindenburg verkörpert sie in ihrer klaren Eindeutigkeit.

So ging Hindenburg 1919 so still wie er gekommen war, als das Schmachdiktat von Versailles über das deutsche Volk seine Sklavenketten warf. Es war nur ein Gebot logischer geschichtlicher Entwicklung, daß die Mehrzahl des Volkes ihn zum Reichspräsidenten wählte, als es galt, dieses oberste Amt in Deutschland neu zu besetzen. Noch schlingerte das Staatsschiff und drohte immer wieder der Zerfall des Reiches. Jetzt wurde der Ekkehard gerufen, als der Vertreter elementarer soldatischer und damit staatlicher Kraft.

Hindenburg hat auch dieses schwere Amt nach einfacher Soldatenart ausgefüllt. Im schlichten Bürgergewand tat er als ehrwürdiger Greis seine unerbittlich harte vaterländische Pflicht. Mancher war enttäuscht, daß er nicht kraftvoller das Steuerruder ergriff. Das verbot nach den bestehenden Gesetzen seine Aufgabe, das lag ihm aber auch nicht persönlich, dem alten, an Gesetz und Überlieferung gebundenen preußischen Soldaten. Leidenschaftliches Aufbegehren von oberster Stelle mußte in jener Zeit, solange der Strom der Selbstzerstörung noch durch unser Volk jagte, zur Katastrophe führen. Die allmähliche Gesundung konnte nur von unten kommen. So ging Hindenburg und mit ihm Seeckt und die Reichswehr den anderen Weg. Sie verloren nicht den Mut und nicht den Glauben an die Zukunft, sie bissen die Zähne zusammen und sie bauten in stiller, pflichttreuer Arbeit wieder auf, was zerstört worden war, eine kleine, fest disziplinierte Wehrmacht, die als Beispiel und Zukunftshoffnung für die guten Kräfte unseres Volkes wirkte. Die soldatische Idee setzte sich allmählich wieder durch und Hindenburg war das Vorbild.

So kam es, wie es auch wieder kommen mußte. Als die Zeit erfüllt war, fand sich Adolf Hitler. Hindenburg und die ihm folgenden Soldaten hatten nicht apathisch die Entwicklung abgewartet und gar die Stimme ihres Blutes vergessen, sie waren sich ihrer geschichtlichen Verantwortung stets bewußt. Sie haben still an sich gearbeitet für den deutschen Staat der Zukunft. So konnte Hindenburg an Adolf Hitler, den nunmehrigen Schildträger der Nation, zu treuen Händen das Beste geben, was er und die Soldaten gegenüber Zwang und allen Versuchungen festgehalten hatten:

Die Idee ewigen deutschen Soldatentums.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0779

gefördert durch
Baden-Württemberg

Tannenberg

VON OBERSTLEUTNANT (E) DR. GROSSE

Ein ganz eigenartiger Reiz weht um die Stätten, auf denen einst Männer in Not und Tod rangen um die Geschicke ihres Volkes. Mögen sie heute auch da liegen in sonniger Stille und Einsamkeit — es ist doch immer so, als ob im Rauschen der Bäume, im Spiel des Windes noch etwas zurückblieb von dem Schlachtenlärm vergangener Tage.

Vielleicht hat man diesen Eindruck im deutschen Lande nirgends so stark wie auf den weiten Gefilden aller jener Schlachten und Gefechte, die wir zusammenfassen unter dem Namen „Tannenberg". Nicht allzuviel hat sich das Schlachtfeld seit 1914 verändert. Zwar ist nichts mehr zu sehen — wie etwa in Frankreich, wo man aus Kampfstätten Kriegsmuseen gemacht hat — von zerschossenen Gehöften und ausgebrannten Kirchen, aber Wald und Busch, See und Dorf liegen noch genau so da wie einst. Und nur ab und an verraten neben den Grabkreuzen wenige Spuren von Geschoßeinschlägen an Bäumen sowie Reste von Schützengräben, daß auf diesen Feldern einst Weltgeschichte entschieden wurde. Genau so wie an gleicher Stätte fast genau fünfhundert Jahre früher, als durch den einen unglücklichen Tag des 15. Juli 1410 die Geschichte des deutschen Ostens auf Jahrhunderte hinaus bestimmt wurde.

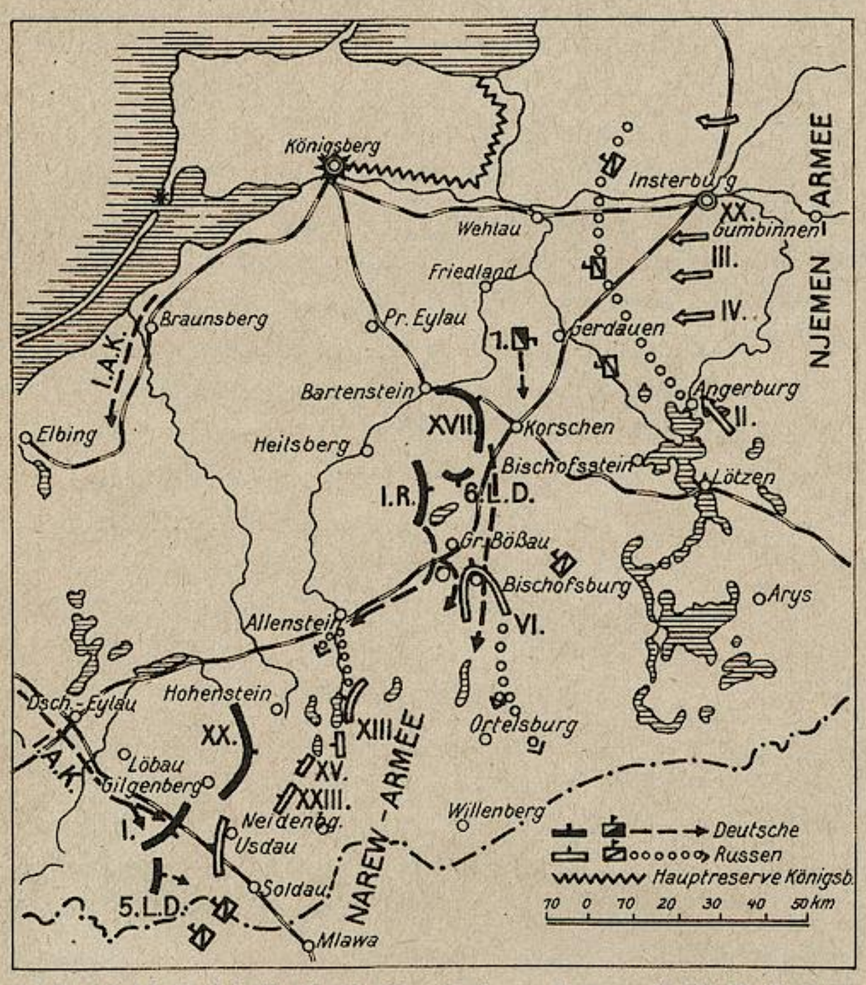
Hindenburg in der Schlacht bei Tannenberg. Am Scherenfernrohr General Hoffmann

Uns allen, die wir bei Tannenberg mitkämpften, sind diese Tage weit mehr als irgendein anderes Erlebnis aus der langen Folge der Weltkriegsjahre: sie erscheinen uns heute manchmal in stillen Stunden wie ein Wunder. Und die Kriegsgeschichte betrachtet mit vollem Recht diese sechstägige Schlacht als ein Kunstwerk mit ihrer genialen Anlage und Durchführung, mit ihrem Zusammenklang von Führungskunst und Truppenleistung, von Disziplin und Selbsttätigkeit der Führer aller Grade.

Wollte man in wenigen Zeilen all das Geschehen auf der 120 Kilometer langen Gefechtsfront zusammenfassen, so käme nur eine trockene Folge von Ereignissen und Zahlen heraus. Besser erscheint es schon, einiges herauszugreifen, um das Bild dieser Schlacht ein wenig zu vertiefen, in der 153000 Deutsche 191 000 Russen gegenüberstanden.

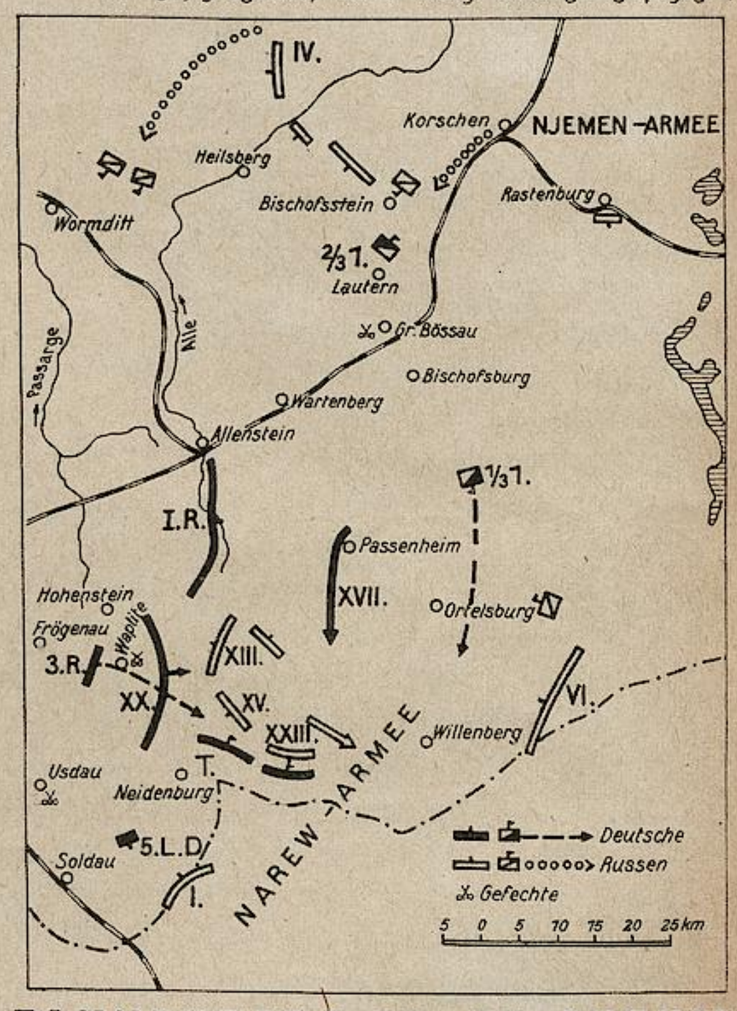
Die 8. Armee, der allein der Schutz des gesamten deutschen Ostens anvertraut war, focht gegen einen Feind, der zwar in der öffentlichen Meinung von 1914 unterschätzt wurde, der aber in Wirklichkeit trotz mancher Mängel als ziemlich gleichwertiger, zahlenmäßig sogar stark überlegener Gegner angesprochen werden mußte. An Kriegserfahrung war uns der Russe über — hatte er doch erst einige Jahre vorher den Krieg gegen Japan durchgefochten. Man merkte die Lehren dieses Krieges an der sehr guten Feldausrüstung, wie z. B. an der Ausstattung sämtlicher Truppeneinheiten mit vorzüglich beweglichen Feldküchen; man sah es auch daran, wie die Truppe bei jedem längeren Halt sofort zum Spaten griff, und wie sie es verstand, sich unter Verschleierung fast unbemerkt vom Gegner zu lösen.

Auf unserer Seite aber war die Überlegenheit der höheren Führung Moltke-Schlieffenscher Schule, die geistige Wendigkeit des deutschen Soldaten bis zum jüngsten Musketier herunter. Die Schlacht verlief ja nicht so reibungslos, wie es der durch den Enderfolg geblendete Laie so gern annimmt: kein Tag verging ohne schwere Krisen, ohne Mißverständnisse. Oft kämpfte die Truppe mit verkehrter Front, und die Nachrichtenmittel waren noch längst nicht so ausgebaut wie heute. Aber im Gegensatz zu dem Zickzackkurs der russischen Führung hielten Hindenburg und sein Generalstabschef Ludendorff e i n e grade Linie durch: Sieg um jeden Preis, aber nicht einen Sieg mit bloßem Zurückwerfen des Gegners, sondern einen Vernichtungssieg. Das erheischte die Lage in Ostpreußen. Ein nur geschlagener, aber noch bewegungsfähiger



TANNENBERG 24.–25. AUGUST

Die Schlacht begann am 22. August, als General der Inf. von Hindenburg zum Führer der 8. Armee ernannt wurde. Die Armee war nach abgebrochener Schlacht bei Gumbinnen auf dem Rückzug, Ziel die Weichsel. Neue Befehle drehten die Korps aus der Rückzugsrichtung: das 1. A. K. mit Bahn zum rechten Flügel des 20. A. K., 17. A. K. und 1. R. K. im Fußmarsch südwestwärts. Als Deckung gegen die Njemenarmee blieb die 1. K. D. Der umfassende Angriff nach Vereinigung der Armee beim 20. Korps war am 23. August eingeleitet. Scharf drängte gegen Mitte und Flügel des 20. A. K. die fünf A. K. starke Narewarmee. Das 17. A. K. schlug auf dem Marsch nach Südwest das russische 6. Korps. Am 26. August konnte das eingetroffene 1. A. K. zur Entlastung des 20. A. K. gegen Usdau vorgehen.



TANNENBERG 29.–30. AUGUST

Usdau wird nach schwerem Kampf am 27. August erreicht. Am 28. August greift das 20. A. K. in Richtung Waplitz an, die kritische Lage rettet die 3. Res.-Div. selbständig. Das 1. A. K. wird nach Norden eingedreht. Das 1. R. K. drückt die Russen aus Allenstein und setzt die Umfassung mit 17. Korps fort: so wird die Umfassung auf beiden Flügeln deutlich. Gefahr droht von der sich nähernden Njemenarmee aus Nordost. Bevor sie wirksam wird, ist am 29. August der Ring um die Narewarmee geschlossen: 1. R. K. und 17. A. K. liegen schon auf den Rückzugsstraßen. Bedrohung aus Süden durch russisches 1. A. K. wird verhindert. Am 31. August zeigt sich: 2½ russische Korps sind eingeschlossen. 190 000 Mann sind von 150 000 vernichtend geschlagen: der größte Umfassungssieg war errungen. Zeichnungen: Toeche-Mittler.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0780
gefördert durch
Baden-Württemberg

Feind konnte nichts nutzen; denn unmittelbar an Tannenberg mußte sich der Kampf an die zweite in Ostpreußen eingefallene Armee anschließen, die Abrechnung mit Rennenkampf.

Für den Soldaten ist es wohl ohne weiteres klar, daß derartige Erfolge nur erkämpft werden konnten mit einer Truppe, die bereitwillig ihr Letztes hergab. Vom Soldaten mußte das Äußerste verlangt werden, und es konnte gefordert werden, weil ihm die harte Vorkriegserziehung in Fleisch und Blut übergegangen war. Diese Erziehung wirkte so nach, daß auch Landwehr- und Ersatztruppen ungeachtet ihrer zum Teil recht veralteten Ausrüstung in diesen Stunden der Not die Gefechtsaufgaben aktiver Regimenter erfüllten. In glühender Sommerhitze und auf schlechten Wegen sind damals — besonders bei den beiden von Gumbinnen heranrückenden Korps — Marschleistungen ausgeführt worden, die man im Frieden kaum für möglich gehalten hätte. Der Generalmajor Hayndorff schreibt in seinem Tagebuch: „Abgemessen, wieviel die 36. Division (XVII. Armeekorps) seit dem 21. bis zum 30. August marschiert ist. Ich komme auf 411 Kilometer. Respektable Leistung bei der Hitze, dem Staub, ohne Bagagen, ohne Verpflegung!"

Mit der Verpflegung haperte es überhaupt bedenklich, wie das ja oft im Bewegungskriege der Fall sein wird. Besonders Brot wurde in jenen Tagen zur großen Seltenheit; oft genug mußte die bei kurzen Rasten aus dem Felde gerissene Kohlrübe alles ersetzen. Wie aber bei alledem der Geist der Truppe war, das zeigt das Beispiel einer Grenadierkompanie, die während der Verfolgungskämpfe mitten im feindlichen Feuer Tritt faßte, als sie an der Leiche ihres Hauptmanns vorbeikam.

Deutsche Infanterie auf dem Vormarsch durch ein zerstörtes ostpreußisches Dorf

In scharfem Gegensatz zu dem hohen Verantwortungsgefühl, das jeden deutschen Führer beseelte, steht die russische Seite: in der kritischsten Stunde, als nur noch strafffstes Durchgreifen etwas an der Lage hätte retten können, verläßt General Samsonow, der unglückliche Feldherr, mit seinem Stab die bereits verzweifelnde Armee. Die Folge war eine unglaublich rasche Auflösung der in dem riesigen Waldgelände eingekesselten, hungernden russischen Verbände.

Dank der guten Führung und dank der gegenseitigen Unterstützung der einzelnen Waffen blieben die deutschen Verluste verhältnismäßig gering. Mit etwa 4000 Toten und 8000 Verwundeten erreichen sie nicht einmal den zehnten Teil der gegnerischen Verluste. Dazu die Gefangenenzahlen: 13 Generale, 92 000 Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften, 350 Geschütze und Heeresgerät, das nach Umfang und Zahl zunächst gar nicht feststellbar war.

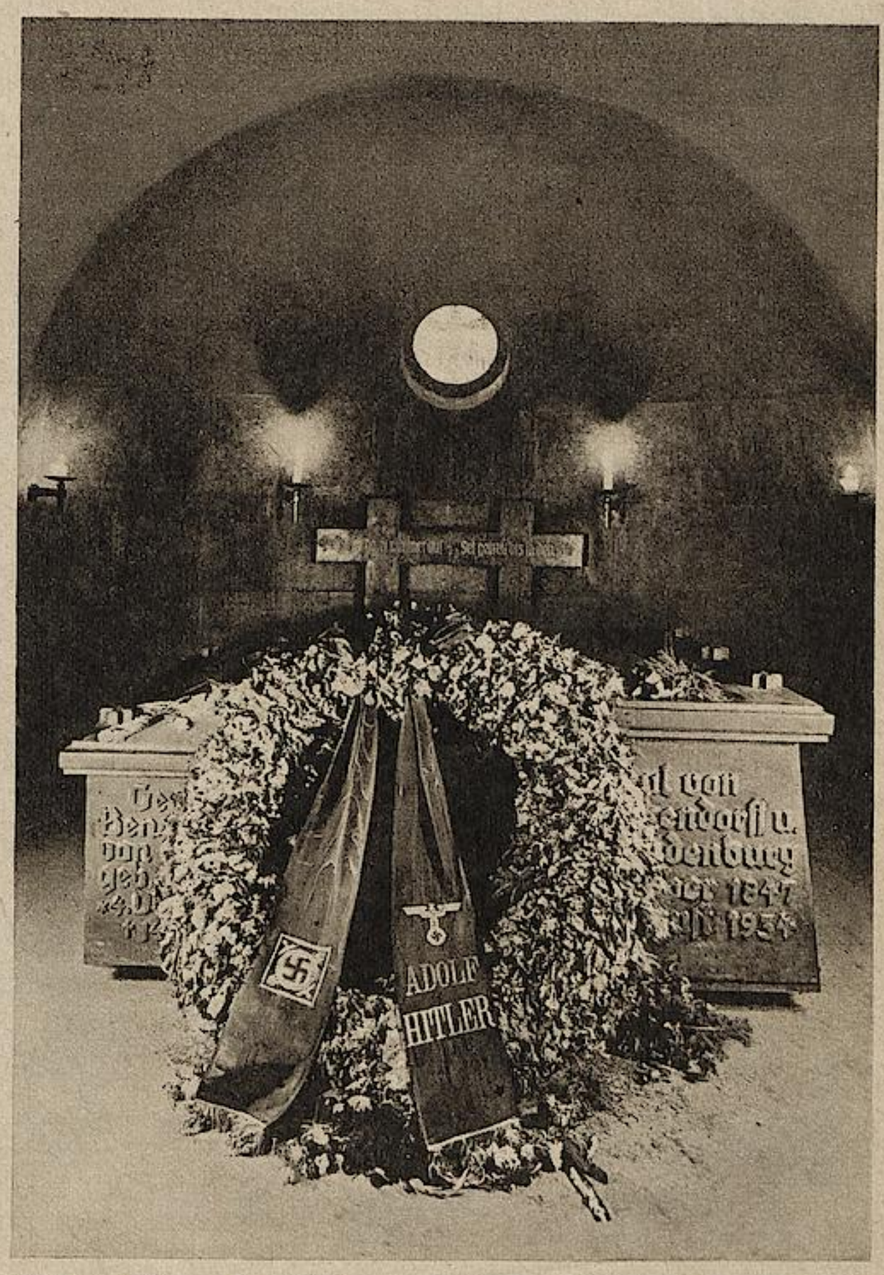
Auf 217 Friedhöfen, großen und kleinen, ruhen die Kämpfer der Tannenbergschlacht, Freund und Feind im Tod vereint. Sie ruhen fast überall dort, wo sie fielen, und ihre Grabstätten, von Birken und Tannen umrauscht, von Rosen, Dahlien und Astern umgeben, sind heute bereits ein Stück der Landschaft geworden. Über sie alle hinaus ragt groß und wuchtig mit seinen acht Türmen das Tannenberg-Denkmal bei Hohenstein; auch dieses Bauwerk steht an einer durch deutsches Blut geheiligten Stätte, wo am Mittag des 28. August gekämpft wurde. In seiner einfachen und doch unendlich starken Art erinnert das im Achteck gebaute, gewaltige Ehrenmal an die Form altgermanischer Dolmen; in den Umfassungsmauern zwischen den Türmen befinden sich in 38 Nischen die künstlerisch ausgestatteten Gedenktafeln der Tannenberg-Regimenter, deren Fahnen und Standarten in Nachbildungen den Fahnenturm schmücken.

Den Mittelpunkt des Bauwerks aber bildet die Hindenburg-Gruft, die unter dem unmittelbaren Einfluß unseres Führers und Reichskanzlers entstand und dem Denkmal die letzte und größte Weihe gibt. Umgeben von zwanzig bei Tannenberg gefallenen unbekannten deutschen Soldaten hält der Feldmarschall neben der treuen Gefährtin seines Lebens in schwerem bronzenem Sarkophage seinen letzten Schlaf. Zwei fast vier Meter hohe Granitfiguren, ein alter und ein junger Soldat, sind die stummen Wächter des Eingangs, über dem ein gewaltiger ostpreußischer Findlingsstein ruht, der nur den schlichten Namen „Hindenburg" trägt. Zwei Soldaten des Heeres halten ständig Wacht am Grabe; am Skagerraktage stellt die Marine die Posten und am 21. April, am Tag der Luftwaffe, der jüngste Wehrmachtsteil.

In einem feierlichen Akt hat am 6. Oktober 1935 der Führer das Tannenberg-Denkmal zum Reichsehrenmal erklärt. Auf seinen Wunsch und nach seinen Anregungen sind große Arbeiten im Gange, die die ganze Umgebung verändern und die das Denkmal in einsamer Größe weit mehr aus der Landschaft herausheben werden, als es bis jetzt der Fall war. Immer mehr wird diese Stätte mit den ringsum liegenden Schlachtfeldern und Heldenfriedhöfen zu einem Wallfahrtsort des ganzen deutschen Volkes — sind doch von den vielen hundert Gefechtsfeldern, auf denen im Weltkriege deutsche Soldaten kämpften, siegten und starben, nur noch die ostpreußischen in den Grenzen des Reiches verblieben. Schon heute sind es alljährlich Hunderttausende, die auf den Gedenkstätten Tannenbergs in Stille und Ergriffenheit eine Weihestunde verleben im Andenken an Deutschlands großen Feldherrn und seine Soldaten, denen ihr Vaterland mehr galt als ihr Leben.

Kampfgelände bei Tannenberg

Aufnahmen: Kühlewindt-Otto Haeckel (1), Scherl (2), Sammlung Handke (1), Krauskopf, Königsberg (1)



Die Ruhestätte des Generalfeldmarschalls von Hindenburg und seiner Gattin im Reichsehrenmal Tannenberg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0781

gefördert durch
Baden-Württemberg

Der Weg Magdeburgs

Soldatenstadt und Wirtschaftsbollwerk

Tagelang stand die dicke, schwarze, schwere Wolke über der Stadt Magdeburg, tagelang, da man den Mai des Jahres 1631 schrieb. Erst hatte es ausgesehen, als ob eine riesige rote Fahne über den Häusern geschwungen würde, doch die einzelnen Bahnen des Fahnentuchs waren loderndes Feuer. Als es verglüht war, lag die schwarze Wolke da, und sie wanderte ganz langsam gen Osten über die Straßen, auf denen einst die hochbeladenen Gespanne der Kaufleute einhergeschwankt waren. Heute begleitete sie die Jammerzüge von Menschen, die langsam, blutkrustig, zerlumpt, versengt, müde und mit glanzlosen Augen in ein anderes Leben trotteten. Noch vom Grauen gebannt, zu matt, um zu erzählen. Sie brauchten auch gar nicht zu sprechen, denn schneller als der Wind eilte ihnen die grausige Nachricht voraus, daß das feste Magdeburg, das Bollwerk des lutherischen Deutschland, gefallen sei — und nicht nur gefallen, sondern verwüstet, dem Erdboden gleichgemacht, weggelöscht von der Landkarte.

Es war geschehen am 10. Mai, daß des Tilly und des Pappenheimer Söldner, die schon Monate vor der Stadt gelegen hatten, um sie „in die Hölle zu schicken", zum Generalsturm angesetzt hatten. Magdeburg, die reiche Hansestadt, die starke Festung, sollte ihrer werden. Hier hatte Martin Luther gepredigt, hier hatte sein Glaube Fuß gefaßt, hier war seine Geistesschmiede, von der aus Streitschriften und Flugblätter überallhin geflattert waren. Lange hatte sich die kleine Besatzung, hatten sich die fünftausend bewaffneten Bürger gegen den übermächtigen Feind gewehrt. Aber langsam, nach und nach, mußten sie die Schanzen räumen, mußten sie die Vorstädte in Flammen aufgehen lassen und sich auf die eigentliche Stadt zurückziehen. Der Untergang kam, als der Generalsturm gegen die letzte große Schanze vor der Mauer einsetzte, als der soldatische Verteidiger, der schwedische Oberst Dietrich von Falkenberg, fiel, als die Bürger die Einbruchsstelle gegen die schwergepanzerten pappenheimischen Reiter nicht mehr zu halten vermochten. Da flammten überall in der Stadt die Brände auf, da begann Mord, Plünderung einer entfesselten Soldateska, und wenige Stunden nur dauerte es, dann war Magdeburg gewesen. Magdeburg, das auf eine glanzvolle Geschichte zurückblicken konnte, das Jahrhunderte überdauert hatte, das einst Grenzfeste war gegen die Wenden im Osten und Mittelpunkt vielfachen kulturellen Lebens. Am Schnittpunkte uralter Handelswege gelegen, am lebenspendenden Elbfluß – Magdeburg war nicht mehr.

*

Die Chroniken berichten, daß nach dem großen Vernichtungsbrand außer wenigen Häusern und einigen ärmlichen Fischerhütten am Strom nur der Dom und das Liebfrauenkloster verschont blieben. Die Bürger, die dem Morden entkommen waren, hatten sich in alle Winde zerstreut, nur wenige hielten aus, glaubten an einen Wiederaufbau. Es sah so aus, als ob der Name Magdeburg in künftigen Zeiten verschwinden würde; aber dann erfüllte sich auch an dieser Stadt das ewige Wunder, daß einem Gemeinwesen gerade in Zeiten der Not immer ein Führer ersteht. Der Mann, dem Magdeburg seine Auferstehung zu verdanken hat, ist Otto von Guericke. Ein grüblerischer Kopf und dennoch ein Tatmensch. In der Geschichte der Erfindungen lebt er weiter als der Erfinder der Luftpumpe, und sein Experiment mit den Magdeburger Halbkugeln, das er auf dem Reichstag von Regensburg vorführte, war eine Sensation der damaligen Zeit. Für Magdeburg tat er mehr. Als Bürgermeister schuf er einen neuen Bebauungsplan, sorgte er mit nimmer müder Energie dafür, daß die Stadt wieder zu ihrer alten Stellung emporgeführt wurde, daß der Handel in ihr wieder Fuß faßte und sie wieder Zentrum wurde in dem reichen landwirtschaftlichen Gebiet der Börde.

*

Aber nicht nur Handelsstadt bleibt Magdeburg, bald wird es auch die mächtige Bastion eines aufblühenden Staates, wird es wieder wichtige Festung

Das Kaiser-Otto-Denkmal am Alten Markt

Am 10. Mai 1631 erstürmte Tilly die Elbfeste Magdeburg. Die Stadt ging fast völlig in Flammen auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0782

gefördert durch
Baden-Württemberg

Bild links: Im Norden der Stadt, unweit des Mittellandkanals, liegt Rothensee, Magdeburgs neues Industriezentrum

des jungen brandenburg-preußischen Staates. Eine neue Epoche beginnt mit dem Tage des Jahres 1666, da brandenburgische Truppen unter dem General von Sparr in die Stadt einmarschieren und von nun an hier eine starke brandenburgische Garnison zurückbleibt. Die Verteidigungswerke wachsen aus dem Boden, man spart nicht mit Material und auch nicht mit der Verwertung der festungsbautechnischen Erkenntnisse dieser Zeit. Neben der Stadt Berlin wird Magdeburg einer der Hauptwaffenplätze des Landes, und sein Gouverneur ist ein alter Haudegen, dem das Soldatische von Jugend an im Blut liegt, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Wenig weiter liegt des Fürsten schmucke Residenz Dessau, die er verschönt und mit Baudenkmälern schmückt. Aber Magdeburg vergißt er deshalb nicht. Im Vordergrund seines Denkens steht zwar der Ausbau der Festung, aber daneben sorgt er auch für ein schöneres äußeres Bild. Auch Friedrich der Große weiß, was er an seinem Magdeburg hat. Es ist für ihn ein Hauptdepot in seinen Feldzügen, es ist mehrfach Zuflucht der königlichen Familie und des Staatsschatzes. Doch die militärische Bedeutung der Stadt lähmt nicht ihren Handel, sie kann sich entwickeln, und sie kommt zu immer neuem Blühen, bis die Tage von 1806, die schlimme napoleonische Zeit, alles unterbrechen. Und dann kommt auch ein Tag, der kein Ruhmesblatt für die Geschichte der Festung ist. Am 8. November 1806 übergibt der Gouverneur das Bollwerk Magdeburg fast kampflos den Franzosen und öffnet so dem Feind den Weg nach Berlin. Schlimm waren die Folgen der feigen Tat; denn nun kommt Magdeburg für sieben lange Jahre unter die bedrückende Herrschaft des Königs von Napoleons Gnaden, Jérôme, wird zum Königreich Westfalen geschlagen. Bis die Freiheitsglocken läuten, die Signale zum Kampf rufen und das Land freigefegt wird von den Heeren des Usurpators.

Bild unten: Magdeburgs jüngste und schönste Verkehrsstraße – die Reichsautobahn. Unser Bild zeigt die Reichsautobahnbrücke über die Elbe

*

Magdeburg bleibt weiterhin Festung, stark, groß und bedeutsam. Aber im Laufe der Jahrzehnte kündigt sich ein neues Zeitalter an, das des weitspannenden Verkehrs und der Maschine. Da zeigt sich wieder die unübertreffliche Gunst seiner Lage. Große Verkehrswege durchschneiden die Stadt, der Elbstrom trägt willig die Güter, ein reiches Hinterland ist vorhanden. Erst sind es wenige Essen, aus denen der Rauch der Fabriken in den Himmel wirbelt, dann werden es immer mehr. Aus vielen Kleinigkeiten wächst ihre Bedeutung. Da ist die fruchtbare Magdeburger Börde, die sich bald in den Zeiten der Kontinentalsperre zum Hauptanbauland der Zuckerrübe entwickelt hat. Magdeburg wird jetzt führend für den Zuckerhandel, und viele Fabriken sind es, die bald die Zuckerrübe verarbeiten und andere Erzeugnisse darauf aufbauen. Die Industrialisierung verlangt Maschinen, und es ist selbstverständlich, daß diese auch hier an Ort und Stelle gebaut werden. Die Nahrungsmittelindustrie gesellt sich dazu. Magdeburg wird immer mehr zu einer Stadt, in der der Arbeitsfleiß der Bürger Werte schafft, in der nicht mehr nur der Handel dominiert, sondern auch die Herstellung von Waren. Es wird zu einem Wirtschaftsgebiet aus eigener Kraft, in dem Acker, Erdschätze wie Kohle und Kali und Industrie zu einem schönen Zusammenklang kommen.

*

Die Gegenwart hat die alte Stadt Magdeburg wieder in den Schnittpunkt neuer Aufgaben gestellt. Mächtig wird durch sie der Verkehr geschleust, und zu den alten Wegen der Landstraßen, des Wassers und des eisernen Schienenstranges ist ein neuer gekommen, der der Reichsautobahnen, der die Stadt mit dem ganzen Deutschland verbindet. Neue Industrien sind aus dem Boden geschossen, und ein alter Traum, der lange nicht Verwirklichung fand, hat endlich Gestalt angenommen. Im Norden der Stadt, an die Elbe gelagert, unweit des Mittellandkanals ist das neue Industriezentrum Rothensee entstanden mit mächtigen Gebäuden, mit Werken der Elektrizitätserzeugung, der Gasversorgung, ihre Wirkungen nicht nur auf die Stadt selbst beschränkend, sondern weit ins Land hinausstrahlend. Von einer Festungsstadt und einem Handelsplatz entwickelte sich Magdeburg zu einem Industriebollwerk. Doch neben dem Industriearbeiter und neben dem Handelsherrn steht immer noch als Schützer und Wahrer der Rechte der Soldat, und es ist nicht nur Erinnerung an vergangene Zeiten, weitergesponnene Tradition, wenn auch heute noch das sich stets verjüngende Magdeburg starke Garnisonstadt des Dritten Reiches ist.

E. A. S.

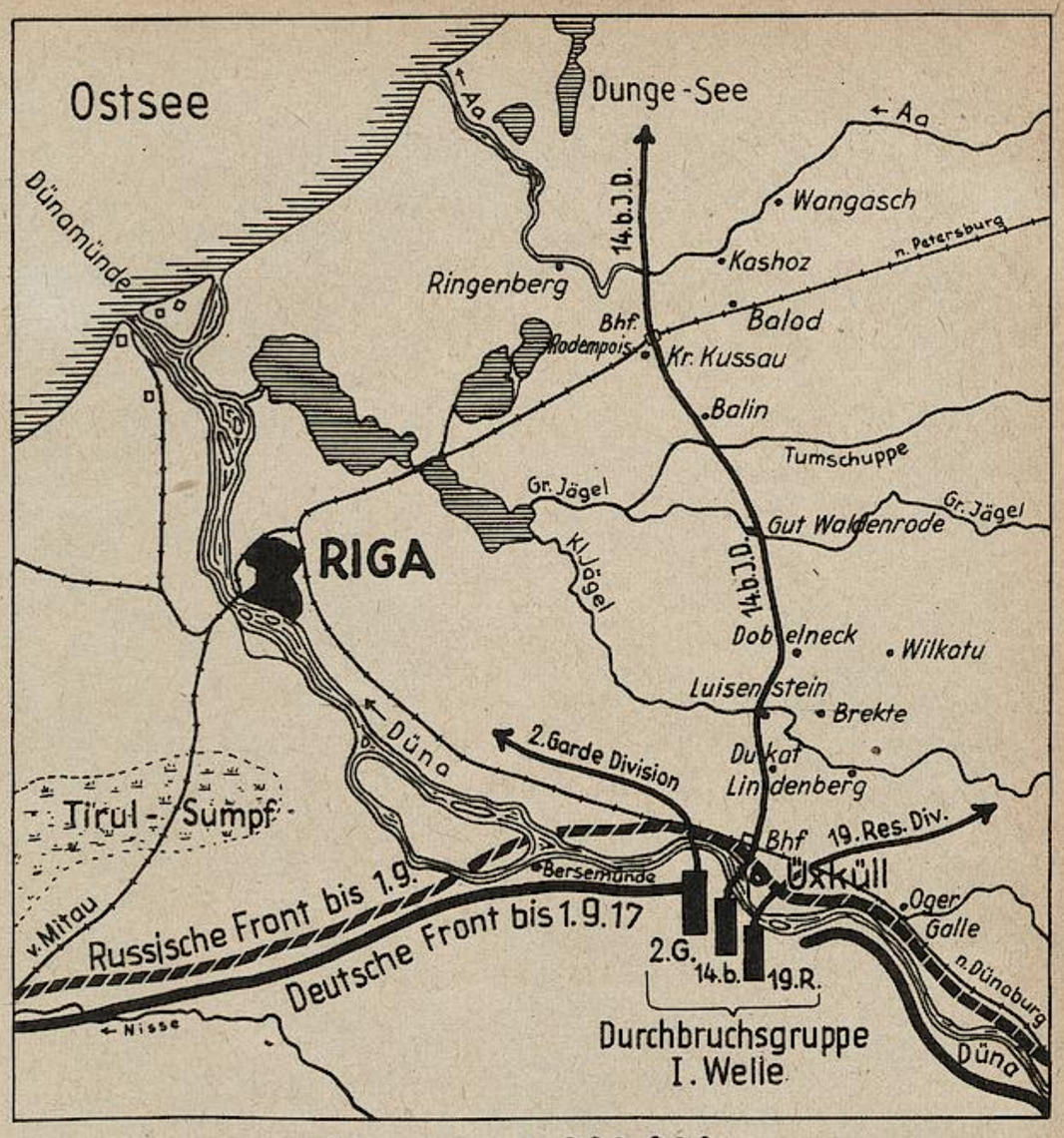
Durchblick auf den Magdeburger Dom, der 1631 von der großen Feuersbrunst verschont wurde

Aufnahmen: Scherl (2), Hatzold, Harke, Kleinschmidt, Foto von einem Gemälde von Hasenpflug aus dem Kaiser-Friedrich-Museum, Magdeburg

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0783
gefördert durch Baden-Württemberg

VOR 20 JAHREN:

RIGA 1917



Massstab 1:300 000

Persönliche Erinnerungen von Wilhelm Ritter von Schramm

damals Kompanieführer 5./Bayr. 4. I.R.

Die 14. bayerische Infanterie-Division — die bayerischen Infanterie-Regimenter 4, 8 und 25 — war in der Osterschlacht bei Arras 1917 hart mitgenommen worden und hatte, da sie den ersten Stoß des englischen Großangriffs auffangen mußte, fast zwei Drittel ihres Bestandes eingebüßt. Sie rollte, mit Nachersatz und Material einigermaßen ergänzt, Ende April von Gent aus nach Osten und wurde nach siebentägiger Bahnfahrt Anfang Mai in Baranowitschi ausgeladen. Unmittelbar hinter der vordersten Linie, bei Ostrow am Nordwestrand der Rokitnosümpfe, bezog sie Unterkunft als Armeereserve der Woyrsch-Armee und wurde dann nach langen idyllischen Wochen der „Symbiose" mit preußischen Garde-Landsturmbataillonen (besonderen Gruß an die Kameraden vom Garde-Landsturm-Bat. Zorndorf!) bei Beginn der russischen Großoffensiven im Juni und Juli — der letzten Kraftanstrengung des Rußlands Kerenskis — bei Baranowitschi, Kowel und dann in Wolhynien eingesetzt, ohne indessen in ernstere Kämpfe verwickelt zu werden.

Am 20. August 1917 erreichte ein neuer Marschbefehl das 4. bayerische Infanterie-Regiment, dessen 5. Kompanie ich damals führte. Eben hatten im Westen neue Großangriffe begonnen; ich erinnere mich noch der ungeheuren Spannung und dann des Jubels meiner Leute, als wir, nachdem wir am 21. August verladen worden waren, von Brest-Litowsk nach Baranowitschi weiterfuhren und nicht nach dem Westen, wie die meisten unkten und fürchteten. Wir hatten auch bald heraus, daß wir nicht zum Vergnügen spazieren gefahren wurden und erfuhren dann offiziell unter dem Stichwort „Nordabwehr", daß wir zur Wegnahme Rigas eingesetzt werden sollten. Das bedeutete den Bewegungskrieg, und für uns, die wir seit den Kämpfen auf der Combreshöhe im Frühjahr 1915 immer nur eine Materialschlacht nach der anderen über uns hatten ergehen lassen müssen, eine fast bubenhafte Freude!

Am 24. August bezogen wir Biwak im herrlichsten Hochwald Kurlands, in der Nähe der Düna, und schon am nächsten Tage begannen die Übungen im Feld- und Patrouillendienst und vor allem im Waldgefecht. Auf einem idyllisch gelegenen See mitten im Walde wurde das Pontonieren und Übersetzen geübt, und nun wußten wir auch, daß wir nicht Riga direkt angreifen, sondern im Südosten der Stadt den Dünaübergang erzwingen sollten. Der Wettergott war uns günstig in diesen Tagen; die ältesten Landsturmmänner waren wieder jung und beweglich geworden, und wir Kriegsfreiwilligen vollends kamen uns wie Indianer auf dem Kriegspfade vor und genossen die romantische Seite des bevorstehenden Unternehmens, das uns wieder mit Natur und Landschaft zusammenführte, in vollen Zügen. Nach dem Aufmarsch der Divisionen und der schweren Artillerie war jeder von dem Erfolg des Angriffs überzeugt, vor allem, nachdem wir dem Artillerieführer, dem unvergleichlichen Oberstleutnant Bruchmüller, Durchbruchmüller genannt, in die Augen gesehen und seinen Vortrag angehört hatten — er hatte noch jeden Durchbruch so glänzend vorbereitet, daß er auch gelang!

Die 14. bayerische Infanterie-Division hatte den ehrenvollen Auftrag erhalten, im Rahmen der 8. Armee des Generals der Infanterie v. Hutier als mittelste der drei Stoßdivisionen vorderster Linie (Generalkommando 51, Generalleutnant von Berrer) nach gelungenem Dünaübergang und Durchbruch bei Üxküll geradewegs nach Norden durchzubrechen. Auf diese Weise sollte den Russen mit ihren vielen Divisionen, die noch zu beiden Seiten des Tirul-Sumpfes westlich von Riga in starker Brückenkopfstellung hielten, der Rückzug abgeschnitten werden. Der Plan war kühn, großartig sogar, man hatte auch nicht den Angriffsgeist der Divisionen, aber die Schwierigkeiten des Geländes und die Ausweichtaktik der Russen und vor allem die Tatsache unterschätzt, daß sich der Angreifer nicht nur den Übergang über die Düna erzwingen mußte, sondern auch den über die drei Flußabschnitte des kleinen und großen Jägel und des Tumschuppe-Baches, hinter denen sich, wie wir wußten, zum Teil seit langem vorbereitete Aufnahmestellungen der Russen befanden.

Die ersten Sturmtrupps setzen am 1. September 1917 über die Düna

Von diesen bevorstehenden Schwierigkeiten merkten wir am 1. September, dem Tag des Dünaüberganges, allerdings noch nicht viel. Denn dieser Dünaübergang war so hervorragend vorbereitet und durchgeführt, daß das Gesetz des Handelns ganz auf deutsche Seite übergegangen war. Um 4 Uhr früh, nach einer ruhigen, sternenklaren Nacht, brach das schlagend einsetzende Trommelfeuer unserer zahllosen Batterien auf die russischen Stellungen herein: Aus 264 leichten, 256 schweren Geschützen, 84 schweren und 144 mittleren Minenwerfern entfesselte sich die Hölle gegen den Feind. Der grauende Tag, der mit leichtem Nebel das dröhnende Schlachtfeld bedeckte, war von Tausenden aufzuckenden Mündungsfeuern erhellt und wir mitten darunter, mit der Uhr in der Hand das Gas- und Wirkungsschießen verfolgend, bis wir zwischen den feuernden Batterien zum Hochufer der Düna geführt wurden und dort, unmittelbar hinter der Stellung, die noch von der 203. Infanterie-Division besetzt war, den Zeitpunkt erwarteten, wo die Pontons zu Wasser gelassen und wir in ihnen auf das jenseitige Ufer übergesetzt werden sollten. Der festgesetzte Zeitpunkt war 9 Uhr 10 Minuten, aber schon vorher hatte es unser Stoßregiment, die Achter, nicht mehr erwarten können und bald brandete alles hinab zum Fluß und drängte in die Pontons. Es hatte alles wunderbar geklappt!

Vor allem das Gasschießen unserer Artillerie hatte seine Wirkung getan. Denn nur eine einsame russische Batterie schoß noch planlos in die Gegend, und vereinzelte feindliche Maschinengewehre tackten ängstlich am anderen Ufer. Sonst war das Schlachtfeld unser. Es war ein unbeschreibliches Panorama, wie wir es nur einmal im großen Kriege erlebten: Jenseits das von schweren Einschlägen rauchende Düna-Ufer, rote Brandwolken am Himmelsrand und ziehende Schwaden, die sich mit dem aufsteigenden Nebel vermischten, die Luft voll von Fliegern und auf dem Wasser die zahllosen Pontons der Übersetzenden, während auf dem jenseitigen Ufer bereits die Sturmwellen unserer Infanterie die feindliche Stellung überrannten und, unaufhaltsam vorwärtsdrängend, bald am Horizonte verschwanden. Scharen von waffenlosen Russen drängten sich unterdessen mit aufgehobenen Händen den Landenden entgegen. Der Übergang über den hier fast einen halben Kilometer breiten Strom war dank einer glänzenden Vorbereitung fast ohne Verluste gelungen, und gleichzeitig mit dem Übersetzen der Sturmtruppen der Bau der drei Kriegsbrücken für die Divisionen der ersten Linie begonnen.

Aber dann setzten die Kämpfe ein, die vielleicht die spannendsten und abenteuerlichsten des ganzen Jahres 1917 gewesen sind. Denn das Gelände um Riga jenseits des Dünastromes ist reich an Seen, Wäldern und Flüssen, ja, es ist seinem Charakter nach ein Sumpf- und Waldgebiet, von großer landschaftlicher Schönheit übrigens, in dem sich zahlreiche Sommersitze befanden und wohl heute wieder befinden. Da sich die drei Angriffsdivisionen (19. Reserve-Division,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0784
gefördert durch
Baden-Württemberg

14. bayerische Infanterie-Division, 2. Garde-Infanterie-Division) nur fächerartig entfalteten, die 1. Garde-Infanterie-Division direkt auf Riga vorstieß, so war die 14. bayerische Infanterie-Division nicht selten im Wald allein. Alle Begriffe des Stellungskrieges waren über den Haufen geworfen. Aber da zeigte sich die Entschlußkraft der Unterführer und die taktische Begabung jenseits von allem Schema. Es gab nicht nur klassische Beispiele des Begegnungsgefechts, sondern auch plötzliche Überfälle und Feuer von allen Seiten. Der Wald war unser Freund, wenn wir, wie Hauptmann Gademann von unserem 3. Bataillon am Nachmittag des 1. September, den Feind umgingen und zur Aufgabe von vorbereiteten Stellungen zwangen; er war aber auch unser Feind, wie wir in den hitzigen Waldgefechten um Waldenrode am 3. September erfahren sollten, wo wir mitten im Wald und Gefecht um neunzig Grad schwenken mußten und dann, auf der Straße als Spitze weitermarschierend, auf nächste Entfernung von den Maschinengewehren jenseits des kleinen Tumschuppebaches beinahe niedergemäht worden waren. Damals entging der Brigadestab der 8. bayerischen Infanterie-Brigade nur um ein Haar der russischen Gefangenschaft.

Die Einzelheiten dieser zum Teil blutigen und verlustreichen Gefechte kann man in den einzelnen Regimentsgeschichten oder in der übersichtlichen Darstellung des Generalleutnants v. Rauchenberger, des damaligen Kommandeurs der 14. bayerischen Infanterie-Division, nachlesen — in meiner persönlichen Erinnerung, die vielleicht diesem Gesamtbild noch einzelne lebhafte Farben geben kann, bleibt vor allem der Übergang über den kleinen Jägel unvergessen, weil er mir zeigte, wie nicht nur die taktische Überlegung, sondern auch manchmal richtige Eingebung ein Gefecht, ja eine Gesamtlage entscheiden können.

Wir hatten in der Nacht vom 1. auf den 2. September in einem Gutshof Alarmquartiere bezogen, und ich für meine Person hatte auf einem Heuboden sogar für ein paar Stunden herrlich geschlafen, als ich um 2 Uhr nachts wieder geweckt wurde. Wir sollten mit Tagesanbruch den Übergang über den kleinen Jägel bei der Papierfabrik Luisenstein erzwingen, nachdem es unserem III./4. trotz scharfem Zupacken noch nicht gelungen war, den Übergang in die Hand zu bekommen. Die Nacht hallte wider von rollenden Feuerüberfällen und scharfem MG.-Feuer, das nicht zur Ruhe kommen wollte und sich gegen Morgen noch verstärkte. Auch die russische Artillerie streute wieder in die Gegend, während die unsere, jetzt im allgemeinen Stellungswechsel oder im Übergang über die Düna begriffen, schwieg, bis auf die Feldgeschütze unseres 23. Feldartillerie-Regiments. So viel sahen wir aus der Karte, als wir uns gegen 3 Uhr morgens beim Regimentskommandeur in einer Sandgrube zum Befehlsempfang versammelten, daß der Angriff über freies Gelände gegen eine vorbereitete und ausgebaute Stellung vorgetragen werden mußte. Wir überzeugten uns weiter davon, daß unser Angriff durch die Jägelschleifen im Osten gefährlich flankiert werden konnte.

Schon als wir uns im Morgengrauen zum Angriff entwickelten, traten durch jenes tückische Flankenfeuer die ersten Verluste ein. Hinter einem Heuschober stehend, den ich für kugelsicher hielt, dirigierte ich die drei Angriffswellen meiner Kompanie und ging dann mit ihnen sprungweise vor. Aber der Tod griff in unsere Reihen. Bald war es klar, daß wir in diesem Flankenfeuer den Fluß nicht erreichen konnten. Jetzt erhielten wir auch Granaten mittleren Kalibers, alle paar Minuten ein Schuß, der in der weichen Erde eines Kartoffelackers, in dem wir uns eben befanden, indessen ohne besondere Wirkung blieb. Wenn wir aber Anstalten zu neuem, sturmweisem Vorgehen machten, zwang uns das heftige Flankenfeuer bald wieder zu Boden. So verbrachten wir einen ziemlich ungemütlichen, unfruchtbaren und verlustreichen Vormittag.

Gegen Mittag kam ein Befehl nach vorne, daß wir die Stellung räumen und uns bei Dukat zu neuem Angriff sammeln sollten. Das war aber leichter gesagt als getan. Denn jeder einzelne Mann, der sich zeigte, wurde heftig beschossen. Ich hatte durchsagen lassen, daß man in einem eingeschnittenen Mühlenkanal einzeln zurückgehen sollte, der sich in unserer linken Flanke nach Süden zog. So erreichten wir ohne große Verluste den Versammlungsplatz des Regiments, hatten aber mit ansehen müssen, wie zwei schwere MG.s unserer MG.-Kompanie zusammengeschossen wurden. Es war eine ziemlich gedrückte Stimmung an diesem Vormittag.

Um 3 Uhr begann der Angriff, der zweite Angriff also der Division auf die Jägelstellung mit dem 8. links und 25. Infanterie-Regiment rechts von der Papierfabrik Luisenstein und dem 4. bayerischen Infanterie-Regiment als Reserve hinter der Mitte. I. und III./4. waren bald eingesetzt, als es nicht vorwärtsging. Das Infanterie- und MG.-Feuer schwoll an, also war der Verteidiger noch nicht erschüttert, obwohl alle Feldbatterien mit glühenden Rohren feuerten. Um 3.30 Uhr etwa erhielt ich Befehl, mich mit der 5./4. dem III./4. bei der Papierfabrik Luisenstein zur Verfügung zu stellen. Schon als ich die deckende Höhe erreichte, die uns bisher dem Feind verbarg, waren wir wieder von Infanteriegeschossen wie von grimmigen Hornissen umschwärmt. Vor uns lag eine Rodung mit einzelnen Baumstümpfen, die sich bis gegen den Fluß erstreckte. Aber da war ja die kleine Straße und neben der Straße ein Straßengraben, der uns gegen das scheußliche Flankenfeuer deckte. So kamen wir schnell und ohne Verluste bis zur Papierfabrik, die teilweise brannte und dauernd von mittlerer Artillerie beschossen wurde. Vom Stab III./4. war nichts zu sehen, vorwärts waren schon Teile des III. Bataillons auf einem erhaltenen Laufsteg über den Fluß gegangen, aber in der Flanke, durch eine große Flußschleife gedeckt, saßen die Russen noch fest in ihren ausgebauten Gräben. Und rechts das anschließende 25. Infanterie-Regiment kam nicht über den Fluß und konnte nicht vorwärts und nicht zurück.

Was sollte ich tun? Ich hatte nur den Befehl, mich dem III. Bataillon zur Verfügung zu stellen, aber III./4. war ja an dieser Stelle bereits über den Fluß, kam aber wegen dieser flankierenden Flußschleife nicht weiter. Ich übergab die Kompanie meinem Leutnant d. R. Bach und sah mir die Gegend an und den Fluß, der, wie die meisten Flüsse im Osten, tief eingeschnitten strömt. Hier war ich ganz nahe am Feind, und doch ging das Infanterie- und MG.-Feuer über mich hinweg. Außerdem hatte ich festgestellt, daß sich das russische Drahthindernis auf dem diesseitigen Flußufer befand — und da war auch ein schweres MG., das die feindliche Stellung frontal niederhalten konnte. „Hier durch den Fluß und die feindliche Stellung von der Flanke her aufrollen", schoß es mir plötzlich durch den Kopf. Ob man den Fluß wohl durchwaten konnte? Aber schon stand der Entschluß so fest, daß ich die Kompanie herbeidirigierte und in drei Wellen zum Angriff gliederte. Im nächsten Augenblick sprang ich auch schon mit der ersten Welle ins Wasser, und siehe da, es ging uns nicht einmal bis zur Brust.

Und dann brachen wir auf die russische Stellung herein. Wir erreichten das Steilufer genau an der Stelle, wo sie zu Ende war, und begannen sie nun, laut Hurra schreiend und Handgranaten werfend, aufzurollen, während ich Leuchtkugeln um Leuchtkugeln abschoß, zum Zeichen dafür, daß die eigene Artillerie ihr Feuer vorverlegen sollte. Wir waren kaum hundert Mann, aber wir schrien, schossen und tobten wie Tausende. Die Russen, die in ihren altmodisch eingedeckten Gräben nicht unsere Schwäche erkannten, waren so überrumpelt, daß sie sich auf der Stelle ergaben. Wir kümmerten uns aber gar nicht um die Gefangenen, sondern stürmten weiter. Da gab es bei den Russen kein Halten mehr, und nach einer halben Stunde war auch das gesamte 25. Infanterie-Regiment über den Fluß. Wir erreichten die Ortschaft Brekte mit einem großen Proviantmagazin, wurden noch einmal von weichenden Russen aus dem Waldrand beschossen und stürmten weiter nach Wilkatur, einem einsamen, am Walde gelegenen Gehöft, weiter nördlich, wo wir noch Milch, Brot und Käse auf dem Tisch fanden. Kein Schuß fiel mehr; die Schlacht war zu Ende; die ganze 14. bayerische Infanterie-Division gegen 17 Uhr über den kleinen Jägel. Als meine Kompanie sich gegen 17.30 Uhr bei Dobelnek sammelte, brachte sie drei MG.s mit, die sie dem Russen noch im Feuern abgenommen hatte, außerdem zählten wir jetzt noch an einhundertfünfzig Gefangene ohne die vielen Hundert, die den Fünfundzwanzigern entgegengelaufen waren. Die Unternehmung hatte der Kompanie nur zwei Verwundete gekostet — einen Bruchteil der Verluste vom Vormittag!

Der Vormarsch ging weiter, an einem Feldbahngeleise und sumpfigen Waldschneisen entlang — diese scheußlichen Wegverhältnisse waren wohl in der Hauptsache der Grund, daß wir nicht unmittelbar am Feinde bleiben konnten und ihm Gelegenheit geben mußten, Verstärkungen an die Flußabschnitte heranzuziehen. Er aber, der wußte, was wir wollten, setzte sich mit seinen besten Truppen zur Wehr, daß ihm die Rückzugsstraße von Riga nach Wenden nicht abgeschnitten werden konnte.

So stießen wir, als wir am 4. September nach schweren Gefechten glücklich die Hauptstraße bei Kr. Kussau und Bahnhof Rodenpois erreichten, nur noch in die russische Nachhut hinein. Aber sie stellte sich nicht mehr zum Kampf, sondern beschoß uns nur aus zwei Panzerautomobilen, die aber rasch von dem Infanteriegeschütz unserer Spitze zum Halten gezwungen und dann von den Besatzungen im Stich gelassen wurden. Die Straße war von flüchtenden Bauern verstopft und von weggeworfenem Material übersät — der schrecklichen Spur eines geschlagenen und in voller Auflösung fliehenden Feindes. Groß im Zerstören, hatte er auch noch neben der Straße ein Munitionsdepot in die Luft gehen lassen, dessen schreckliches Bersten und Krachen noch stundenlang unseren Weitermarsch zur livländischen Aa begleitete. Die eigentliche Schlacht um Riga war zu Ende.

Die Russen haben die Bahnbrücke bei Riga gesprengt. Deutsche Truppen marschieren über die notdürftig passierbar gemachte Brücke Aufnahmen: Scherl (2)

Dann begannen die schönen Tage ohne Gefechtsberührung mit dem Feind, wo wir uns, wieder im Wald biwakierend, an Brathühnern, Schweinen und jungen Rindern gütlich tun konnten, die uns die Russen gelassen hatten. Außerdem gab es rings in den herbstlichen Wäldern Steinpilze in rauhen Mengen, und wir lebten in tausend Freuden. Bis dann, so um den 10. September herum, eine feste Vorpostenstellung bezogen wurde und auf einmal der Russe wiederkam. Er war nicht vom Erdboden verschwunden, er war zahlenmäßig noch immer fast doppelt so stark wie wir und hatte noch immer intakte, tapfere Regimenter. Da lernten wir auch zum Schluß noch die Kosaken kennen, die uns umschwärmten und unser 1. Bataillon noch einmal beinahe umzingelt und gefangengenommen hätten, wenn nicht der Leutnant Finsterlin, der immer Unerschrockene, gewesen wäre. Wir waren froh, als wir schließlich am 12. September abgelöst wurden und nun endlich nach Riga kamen. Drei Tage lebten wir dort wie im Märchen in deutscher Umgebung, in deutschen Familien, und streiften auf weiten Ritten noch bis ans Meer. Dann kam aufs neue Befehl zum Verladen: Am 21. September bereits stürmten wir wieder, um den letzten Schönheitsfehler der Ostfront zu korrigieren, den Brückenkopf von Jakobstadt ...

Anspruchsvolle und Raucher bevorzugen BIOX-ULTRA die schäumende Sauerstoff-ZAHNPASTA sie ist mild und erfrischend ohne faden Kreidegeschmack

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0785
gefördert durch Baden-Württemberg

Der Golfball

Ein Erlebnis hinter Stacheldrahtzäunen

VON

CLEMENS LAAR

Dies ist eine Geschichte vom Krieg.

Es wird nicht berichtet werden von der ungehemmten Urgewalt der Materialschlachten, nicht von der heroischen, schon gar nicht von der idyllischen Seite des Unfaßbaren, Ungeheuerlichen, das wir Krieg nennen. Nur ganz im Hintergrund wird schattenhaft das Grauen stehen und die ewig düstere Frage: Letzter Sinn oder äußerste Sinnlosigkeit?

Jedes Jahr einmal, meistens im Juni, kommt Captain Lesley Hammond Stance, während des Krieges Schwadronsführer bei den 42th Hussars, nach Deutschland. Er besucht ein Grab, das in der Nähe von Cannstatt liegt. Ich glaube, daß Captain Stance in jedem Jahre neu eine ewige Wunde aufreißt.

Jeder, der durch das Grauen ohne Grenzen geschritten ist, jeder einzelne hat etwas mitgebracht, was er nie mehr im Leben von der Seele werfen kann. Bei L. H. Stance, Captain bei den Königshusaren, ist es die Geschichte des Grabes in Deutschland. Er hat sie mir erzählt, und es ist schlimm, daß ich sie nicht so wiedergeben kann, wie er sie mir in die Hände gab. Das Wort versagt, wenn es schildern soll, wie von einer Sekunde auf die andere die Stimme eines Mannes sich wandelt unter dem würgenden Zugriff einer Erschütterung aus dem geheimsten Winkel der Seele. Es ist nicht zu beschreiben, wie es geschieht, daß unsichtbare Schleier fallen und das jubelnde Licht des Tages trübe wird und nur gespenstig und klanglos ein Mund Worte spricht, die aus einer fernen Welt stammen. Es gibt kein Mittel, hinter der grauen, schleppenden Monotonie nüchterner Sätze die Gewalt und die Kraft des Erlebnisses, des Geschehens ganz nackt und bloß, wirksam werden zu lassen, wenn man nur die Feder hat.

„Ich wundere mich", sagte Stance zu mir, „daß niemand die Sache mit dem alten Major und dem armen Roger kennt. Ich wundere mich wirklich. Bei uns erscheint sie in dieser oder jener Form immer wieder. Kürzlich sogar als Szenenfolge im Radio. Ich wundere mich sehr. Viele von uns haben Deutschland um dieser Sache willen lieben gelernt. Es ist ja unsere Art, immer vom einzelnen auf das Ganze zu schließen."

Er sagte wirklich Sache, ganz so, als ob in irgendeiner Anwaltskanzlei eine Akte angelegt wird, aber wenn man sein Gesicht dabei sah, das jählings von einer hoffnungslosen Leere überhangen war, dann hatte man das Empfinden, das viele von uns beim Anblick einer erlöschenden Flamme bekommen.

„Roger war zum Regiment gekommen", so erzählte Stance, „als der deutsche Gegenstoß bei Wytschaete im Frühherbst 1915 uns abriegelte. Wir nannten ihn Bobby. Er war einer von denen, die den Krieg persönlich gewinnen wollten. Ich glaube, er hatte aus seiner schönen neuen Armeepistole auch nicht einen Schuß abgegeben, als er entdecken mußte, daß wir Gefangene waren. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß der Krieg für ihn aus war.

Man muß das verstehen. Er war zwanzig Jahre alt, gerade Offizier geworden und außerdem zu diesem Zeitpunkt heilig davon überzeugt, daß es um die Rettung der Kultur vor den Barbaren ging. Neben den vielen unangenehmen Ereignissen dieser Tage war für ihn das schwerste Vorkommnis, fast sogleich merken zu müssen, daß wenigstens dieser Punkt ein Irrtum war. Es wurde ihm wahnsinnig schwer, zuzugeben, daß die deutschen Offiziere und Soldaten sich wie Gentlemen benahmen.

Man muß wissen, daß es darüber hinaus für Bobby kein Werturteil war.

Wir kamen in ein Sammellager, wurden kurze Zeit in Baracken eines Truppenübungsplatzes in der Nähe von Berlin untergebracht, um dann in ein Offizierslager in der Nähe von Cannstatt transportiert zu werden.

Wenn ein Mann Soldat wird, dann fallen unendlich viel Begriffe und Meinungen von ihm ab, die sonst sein Leben als Mensch bestimmen. Wir waren nun Gefangene, und ein schlimmeres Los gibt es nicht für den Soldaten. Niemals ist es uns geschehen, daß ein deutscher Mensch das nicht begriffen hätte. Es war schön und trostreich, aber ich weiß nicht, ob dieses verständnisvolle Wesen, dieses offensichtliche mitleidige Bedauern für uns nicht noch schlimmer war, als es unnachsichtige Härte gewesen wäre.

Überhaupt, hätte man nicht so viel ritterliche Güte geübt, dann lebte der kleine Bobby noch, und wir anderen brauchten nicht eine Erinnerung mit uns zu tragen, die wir als einen nie auslöschbaren Makel betrachten müssen. Es ist schwer für wirkliche Männer, sich selbst nicht jeder Zeit in die Augen sehen zu können, sondern sie bei bestimmten Erinnerungen nach unten zu senken.

Ja, auch Güte kann schaden, aber unser alter Major . . .

Ich sage unser, aber er war ja ein deutscher Major. Unser Lagerkommandant da oben bei Cannstatt. Er muß schon lange vor dem Krieg pensioniert worden sein. Jetzt diente er seinem Lande auf diese Weise. Man sah ihm an, daß er auch bei der Feldpost Pakete geschleppt hätte, wenn er überhaupt nur dienen durfte.

Bobby sagte schon am zweiten Tag „St. Niclas", und es ist wahr, daß er immer etwas an den deutschen Weihnachtsmann erinnerte. Er machte es uns leicht, Gefangene, also sinnlose und unnütze Kreaturen zu sein. Ganz eigen war seine Art, die nun einmal notwendigen Vorschriften und Befehle uns nahezubringen, und wir hatten immer das Gefühl, alles aus eigenem Antriebe zu tun.

Als er uns Turngeräte und Boxhandschuhe besorgt hatte, da tat er so, als ob wir ihm eine Zuvorkommenheit erweisen würden, wenn wir sie benutzten. Sicher war es ihm schwer gefallen, diese Freiheit für uns zu erwirken, und wir hörten später, daß seine vorgesetzte Dienststelle es nur unter der Bestimmung erlaubt hatte, daß unsere sportlichen Übungen unter Aufsicht vor sich gingen.

Er wollte uns keinen Soldaten mit einem Gewehr vor die Nase setzen. So kam er also und bat, ein wenig zuschauen zu dürfen. Es mache ihm so große Freude.

Wir waren alles junge Leute; eine bestimmte Gedankenlosigkeit gehörte zu unserem Wesen. Niemand von uns überlegte, daß bei einem Mann an der Grenze der Siebzig die Sportbegeisterung nicht so groß sein kann, daß er stundenlang im prallen Sonnenschein auf einer Stelle stand, nur um uns zu beobachten.

Bald waren wir verwöhnt. Wir sprachen viel mit unserem alten Major, denn wir hatten ihn gern gewonnen. Zuerst machte uns nur sein komisches zischendes Englisch Spaß. Bald aber trugen wir alle unsere kleinen Nöte und Bedrückungen zu ihm. Es kam uns schon gar nicht mehr als Anmaßung vor, als wir uns über mancherlei Unfreiheiten beklagten, denen wir doch noch unterworfen waren.

St. Niclas nickte nur, aber kurz darauf rief er uns zusammen und sagte, daß er uns ein größeres Maß an Freiheit gewähren könne, wenn wir ihm unser Wort als Gentlemen gäben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen und auch sonst den Fortfall verschiedener Behinderungen nicht ungebührlich ausnutzen wollten. Er selbst habe sich bereits für uns verbürgt.

Wir gaben ihm gerne dieses Wort. Ein Fluchtversuch war sowieso sinnlos, und daß wir uns sonst im Zaum halten mußten, das erschien uns völlig selbstverständlich. Auch Bobby gab sein Wort.

So vergingen die Monate, und irgendwo in der Welt war Krieg. St. Niclas erzählte uns davon, aber immer bemühte er sich, unsere Gefühle zu

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0786
gefördert durch Baden-Württemberg

schonen. Trotzdem war natürlich spürbar, daß er vom deutschen Sieg überzeugt war. Wir übrigens jetzt auch, und das war es wohl, was den kleinen Bobby langsam alle gesunde Überlegung und anständige Haltung nahm. Langsam gerieten wir wieder in den Krieg, und Deutschland, das uns unbewußt zum Gastland geworden war, wurde unmerklich wieder der Feind.

Nicht, daß dies unsere Beziehungen zu dem alten Major veränderte. Wir hatten wirklich gelernt, ihn zu achten und zu lieben, aber wenn wir abends zusammensaßen, dann entstanden phantastisch abenteuerliche Pläne. Wir wußten natürlich, daß sie spielerisch waren, diese Überlegungen von wilden Sabotageakten und ähnlichen. Wir waren uns im Grunde bewußt, daß wir nur mit den Gedanken jonglierten, aber es war doch immerhin bezeichnend für diese Situation, die der Nährboden für alles war, was dann weiter geschah.

Auch St. Niclas spürte, daß eine seltsame Unrast, eine ewige Verstörtheit über uns gekommen war. Er schob es auf die mangelnde Tätigkeit. Wir sahen es ihm direkt an, wie er sich den Kopf zerbrach, auf welche Weise er uns noch helfen konnte, und als Bobby — er hat es als Witz gemeint — den Vorschlag äußerte, um das alte Schloß herum, das uns als Wohnsitz diente, einen Miniatur-Golfplatz einzurichten, da sagte er sofort zu.

Natürlich wurde es ein Versager, wenn wir auch allerlei künstliche Hindernisse anlegten, Sandgruben, Böschungen und dergleichen. Zum Golfspiel braucht man nun einmal Platz, und mit dem war es arg bestellt. Zu unserem Lager gehörte nur ein kleiner Teil des ganzen Parkes, denn in dem größeren war eine Seuchenbeobachtungsstation eingerichtet worden mit vielen kleinen Pavillons aus Holz.

Mit dem Golf war es also nichts, aber jetzt lagen wir unserem St. Niclas mit anderen Forderungen in den Ohren. Der Rasenplatz vor dem Schloß hätte gerade gereicht, einen brauchbaren Tennisplatz abzugeben. An zwei Seiten zog sich der doppelte Drahtzaun hin, und das erschien als Ballfang geradezu ideal. Nur uneben war das Gelände, aber wenn wir eine Dampfwalze zur Verfügung gehabt hätten ...

Wir wußten nicht, wie sehr schon in der Zeit der Gefangenschaft das Soldatische von uns abgefallen war, und wir zu den oberflächlichen, unbekümmerten und bedenkenlosen Jungen geworden waren, die wir fast alle noch im Juli 1914 dargestellt hatten. Es fiel uns einfach nicht ein, daß wir unverschämt waren. Schon gar nicht dachten wir daran, daß wir unserem guten St. Niclas so mancherlei verwunderte Fragen von seiten seiner Vorgesetzten eingebracht hatten. Als er diesmal nur zögernd auf unseren Gedanken einging und uns nur ein vages Versprechen gab, sein Möglichstes zu tun, da waren wir böse und verstimmt.

Wir waren Jungen und haben später als Männer dies mit viel innerer Scham bezahlen müssen. Vielleicht konnten wir auch nicht wissen, daß Dinge wie Dampfwalzen und dergleichen in Deutschland knapp waren, weil alles verfügbare Material an der Front arbeiten mußte. Es fiel uns nicht ein, daran zu denken, wie seltsam mitten in diesem erbitterten Ringen um das Leben der Nation das Ersuchen eines deutschen Offiziers wirken mußte, zur Belustigung seiner Gefangenen eine Dampfwalze zu stellen.

An nichts dergleichen dachten wir, und aus all diesen Blindheiten heraus fanden wir es großartig, als Bobby uns eines Tages gestand, daß er einen Fluchtversuch unternehmen würde.

Es war alles ganz einfach. Im Lager selbst konnten wir ja tun und lassen, was wir wollten. Kaum daß

Zeichnung: Charles Girod

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0787

gefördert durch
Baden-Württemberg

man eine deutsche Uniform sah, und wenn es auch keine Möglichkeit gab, über den Draht oder gar aus dem Hauptportal zu entweichen, es blieb immer noch ein Weg.

Später wußten wir natürlich alle, daß der Gedanke verrückt war, aber uns allen mangelte es ja damals an geistiger und seelischer Stabilität. Als Bobby uns erzählte, daß er unter dem Draht hindurch einen Gang wühlen wollte, da waren wir begeistert. Vielleicht sahen wir die Sache auch nur von der sportlichen Seite aus an, denn seltsamerweise fiel es keinem anderen von uns ein, sich an der Flucht zu beteiligen. Wir beobachteten die Entwicklung, weil es uns einfach etwas bedeutete, überhaupt ein Geschehen vor Augen zu haben. Alles, was uns wichtig erschien, war, Bobby eine gute Chance zu geben. Alles andere war seine Sache.

Wir waren erregt und gespannt, trotzdem es im Grunde eine albern langweilige Sache war. Bobby wühlte sich aus einer der Golfgruben in die Erde, und niemand hinderte ihn. Die herausgescharrte Erde nahmen wir anderen und bauten ein neues Hindernis auf den Golfkurs auf. Nichts war natürlicher. Selbst wenn man uns beobachtet hätte, wären wir nicht gehindert worden. Aber niemand sah auf uns. Wir waren ja Gentlemen, nicht wahr, und hatten unser Wort gegeben. Etwas, was wir längst vergessen hatten.

Wir waren glücklich dabei, weil wir jetzt etwas hatten, was uns wirklich innerlich beschäftigte. Keiner von uns hielt Bobby für albern. Selbst seine kindische Geste, einen kleinen weißen Golfball dort in das Gras zu legen, wo das Ende seines Tunnels war, übte einen erregenden Einfluß auf uns aus. Wir waren wie elektrisiert, wenn wir in unserem Winkel boxten oder am Seil zogen und dabei verstohlene Blicke zu dem kleinen weißen Ball warfen, der so harmlos keine vierzig Yards von uns entfernt vor uns im Grase lag.

Täglich rückte der Ball vor. Manchmal zwei Fuß, manchmal vier Fuß, dann wieder weniger. Bald fehlten nur noch zehn bis fünfzehn Yards, und der Draht war erreicht.

So hockten wir an einem Maimorgen in unserem Winkel und starrten wortlos auf den Ball. Es war packend und unheimlich und aufregend, daran zu denken, daß keine drei Fuß unter diesem Ball ein Mensch lag und sich in Erde hineinbohrte. Splitternackt lag er da unten, unser Kamerad Bobby, und kämpfte.

Vielleicht war es diese Vorstellung, die uns alles andere vergessen ließ. Einer von uns kämpfte.

Es war sicherlich kindisch, aber es war auch grandios. Einige von uns hatten schon einmal den Versuch gemacht, in Bobbys Tunnel einzudringen. Sie waren nur ein paar Yards vorwärtsgekommen, dann hatte sie das Entsetzen gepackt, die Atemnot, das grauenvolle, erbarmungslose Dunkel, das unheimliche Gefühl, begraben zu sein.

Bobby aber schaffte es. Wir begriffen den Stolz, mit dem er an jedem Abend den Golfball ein wenig weiterlegte.

So saßen wir da und sahen auf den Ball, und da geschah es, daß das Schicksal nach Bobby und — nach uns griff.

Wir sahen den Major vom Hause her auf uns zukommen. Arglos ging er am Ball vorbei. Es sah fast so aus, als wollte er sich nach ihm bücken. Ich kann nicht wissen, was er sich dabei dachte, aber er verstand nicht viel von unserm Sport und glaubte wohl, der Ball müßte dort liegen. Er wollte keine Verwirrung stiften.

Uns aber, die wir ihn für den Bruchteil einer Sekunde an jener Stelle zögernd stehen sahen, überfiel rätselhaft eine beklemmende Bangnis. Selbst die Stumpfesten unter uns spürten, daß Unheil heraufzog. Wir sahen uns plötzlich hilflos an.

Dann war der Major bei uns, und wir standen auf. Sein Gesicht leuchtete vor Freude. Er war so ganz erfüllt von der guten Nachricht, die er uns brachte, daß er unsere Beklommenheit nicht bemerkte.

Niemals hatte er mich so an den gütigen, gebenden St. Niclas erinnert wie in jenem furchtbaren Augenblick.

Und furchtbar war er. Ich habe die Front erlebt, ich habe mehr Jammer und Elend gesehen, als Menschenaugen ertragen können, ich habe den Tod in seiner gemeinsten und gnadenlosesten Form erlebt, aber nichts im ganzen Krieg war so schlimm wie die Minuten und Stunden, die begannen, als ein alter, großherziger Mann zu uns trat und uns selig vor Freude wie ein Kind erklärte, daß wir nun auch unsern Tennisplatz bekommen würden.

Ich weiß nicht, warum ich aufschrie. Es war kein Anlaß dazu vorhanden, aber es war einfach so, daß uns allen das Wissen von Furchtbarem wie ein böses Tier im Nacken saß. Wir wußten, daß es über uns kommen würde. Gleich, in der nächsten Sekunde ...

Eine Stimme aus unserer Mitte rief: „Die Dampfwalze?"

Auch das war wie ein Schrei.

Seltsam schaute uns der Alte an. Er glaubte, daß es ungläubige Freude war, was er auf unseren Gesichtern las.

Er lachte ein wenig stolz:

„Es war schwer, Gentlemen, aber ich habe Ihnen versprochen, daß Sie zu Ihrem Tennisplatz kommen sollten. Ich habe eine Walze bekommen. Mehr noch. Es wird sofort angefangen. Da ..."

Ich habe schon vorhin betont, ich weiß nicht mehr genau, aus welchen Bezirken das Entsetzen stammte, das uns alle überfallen hatte. Es ist vielleicht gar nichts Mystisches dabei. Vielleicht war es so, daß wir alle schon, bevor der Major aufgetaucht war, ein fernes Rasseln und Stöhnen gehört hatten. Laute des Alltags wie so viele andere, die nur von einem geheimen Winkel unseres Unterbewußtseins aufgesaugt worden waren.

Jetzt aber wußten wir, in welch lächerlich grotesker, in welch spukhaft banaler Form das Schicksal auf uns zukommen würde.

Lauter und lauter wurde das Fauchen und Rasseln. Der Major sah lächelnd und stolz und freudig wie ein Vater am Geburtstagstisch seiner Kinder zu der Schloßecke, wo die Gärtnerei lag.

Wir aber waren kreidebleich. Ich, glaube ich, ich schwankte.

Warum?

Es war doch nichts geschehen. Warum auch!

Da bog der unförmige Mammut um die Ecke. Eine uralte Dampfwalze aus dem vergangenen Jahrhundert und übermäßig groß und mit einem buckeligem Dach versehen. Ein Schornsteinrohr ragte heraus und widerlich träger Qualm wurde vom Wind niedergedrückt.

Träge und unheimlich torkelte es uns entgegen. Die Walze drehte sich unendlich langsam. Der Rauch hing in Fetzen herunter und für Sekunden war mir, als ob das gräßliche Geschöpf eines Angsttraumes, gesicht- und wesenlos mit strähnigen Schlangen als Haar, auf uns zukroch.

Ich war am Rand des Wahnsinns vor Grauen und trotzdem arbeitete mein Kopf mit einer mir selbst unheimlichen Klarheit.

Es war ja gar keine Gefahr. Die Dampfwalze zog grade am Zaun entlang und mußte den Ball und die Stelle, wo unter dem Rasen der arme Bobby lag, zur Linken liegenlassen.

Immer näher kam die Walze an die Stelle heran. Noch fünfzehn Yards, noch zehn. Es konnte ja einfach nichts mehr passieren.

Der Major sah immer noch glückstrahlend dem Unding entgegen. Sicherlich hatte es ihm viele Mühe gekostet, sicherlich war dieser Augenblick auch ein kleiner Triumph für ihn.

„Da ist sie, unsere schwer umkämpfte Walze", sagte er, und dabei nahm er wie in einer begrüßenden Geste die Hand vom Säbelkorb und hob sie hoch.

Das war das Schicksal.

Der Fahrer nahm es wohl als Zeichen, auf unsere Gruppe zuzuhalten. Wir sahen ihn wie zur Kennzeichnung des Verstehens mit der Hand winken, wir hörten wie er zur Schwenkung der Dampfdrossel weiter öffnete, hörten schreiend den Dampf aus dem Schornstein aufsteigen, sahen den Ball und die Walze ineinander verschmelzen, und dann ...

Die Walze stand still. Sie war gar nicht sehr viel eingesunken.

Wir waren hingelaufen und jetzt kamen wir wieder zu uns. Es war seltsam, aber wir knieten alle um die Einbeulung rings um den Mammut aus schmierigem Blech und der Walze aus Eisenbeton.

Burkens war es, der gurgelnd aufschrie: „Bobby!"

Wir sahen auf den Major. Er hatte in der gleichen Sekunde alles begriffen. Wir sahen, daß er aschgrau im Gesicht war. Wortlos ging er fort.

Es dauerte lange, bis wir anderen den Mut zum Handeln fanden. Erst als alles vorbei war, sahen wir, daß deutsche Uniform mitten unter uns war. Die Deutschen hatten wohl auch die entsetzliche Arbeit geleistet.

Den Major sahen wir erst am Abend des nächsten Tages wieder. Und da war es zum letztenmal.

Er kam zu uns, als wir beim Essen saßen. In der Tür blieb er stehen:

„Ich habe Ihnen folgendes mitzuteilen, meine Herren. Der gestrige Vorfall ist von mir gemeldet worden. Ich habe zu Protokoll nehmen lassen, daß der britische Leutnant Roger Francis bei Erdarbeiten, die er in meinem Auftrage vorgenommen hatte, einem Unglück zum Opfer gefallen ist. Ich habe gleichzeitig um meine Ablösung und einen sofortigen Urlaub ersucht und beides ist mir gewährt worden. Ich wünsche Ihnen Glück für die Zukunft, meine Herren. Auf Wiedersehen."

Damit war er gegangen, unser guter St. Niclas. Wir haben ihn nicht wieder gesehen.

So jung waren wir, so unendlich jung, aber wir verstanden doch alles, was in diesen letzten Worten an uns lag. Unendliche Trauer, denn wir wußten, daß er Bobby am meisten von uns geliebt hatte. Ganz sacht hatte er es uns einmal eingestanden, daß Bobby vieles von seinem Sohn besaß.

Dieser Sohn lag damals schon lange in französischer Erde. Er war als Hauptmann an der Marne gefallen.

Aber auch, was hinter der Trauer war, das spürten wir mit wachem Herzen. Eine Welt an Enttäuschung.

Er wäre im Recht gewesen, hätte er sie uns entgelten lassen, aber er handelte so, wie wir es nicht vermocht hatten. Als Gentleman.

Er deckte den toten Bobby, weil er nicht wollte, daß irgendwer sagen könnte, ein britischer Offizier habe sein Wort gebrochen. Er ging, weil er uns ersparen wollte, vor ihm die Augen zu senken. Ein großer alter Mann.

Später erfuhren wir, daß er Bahnhofskommandant in der flandrischen Etappe geworden war. Nur für ganz kurze Zeit. Bei einem Bombenangriff englischer Flieger wurde er schwer verwundet und starb im Lazarettzug, gerade als die Räder sich über deutscher Erde drehten ...

Dies ist die Geschichte vom Krieg, wie sie mir der Captain Lesley Hammond Stance erzählte. Wir schwiegen sehr lange, aber dann fragte ich:

„Und in dem Grab, das sie in jedem Jahr besuchen, liegt Ihr Kamerad Bobby?"

Stance sah mich starr an.

„Nicht ich allein besuche das Grab. Ich komme im Auftrag von uns allen, und in dem Grab liegt nicht Roger Francis, sondern der deutsche Major Ewald Bergenthin."

Nun war es ganz still zwischen uns. Bald darauf reichten wir uns die Hände. Stance ging, ein nüchterner, geschäftiger Mann gesetzten Alters.

Im nächsten Jahr wird er wieder in Deutschland sein. Er, oder vielleicht ein anderer.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0788

gefördert durch
Baden-Württemberg

REEMTSMA

MISCHUNGSNR. 6

SORTE
R6 o/M

Doppelt fermentiert 4 ₰

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0789

gefördert durch
Baden-Württemberg

Sonderausgabe!

Wehrmacht-Manöver 1937

Die Wehrmachtmanöver Ende September sind die größten seit Deutschland seine Wehrfreiheit wiedererlangte. Zum ersten Male sind alle drei Wehrmachtteile daran beteiligt (Heer, Marine und Luftwaffe)

Die Zeitschrift „Die Wehrmacht" bringt aus diesem Anlaß Dienstag, den 28. September, eine

GROSSE SONDERAUSGABE

mit interessanten Artikeln von Offizieren des Generalstabes und einer Menge Fotos, Zeichnungen und Manöverberichten unseres ins Manövergelände entsandten Sonderberichterstatterstabes:

THEO MATEJKO, CLEMENS LAAR, HEIN GORNY, MANFRED SCHMIDT, KARL FISCHER

und andere

52 Seiten Umfang
mit mehrfarbigem Kartonumschlag

Preis 50 Reichspfennig
und 10 Rpf. Versand- und Verpackungsspesen

Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen und durch den Verlag „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37. Zustellung durch den Verlag gegen Voreinsendung des Betrages
Postscheckkonto Berlin Nr. 382

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0790
gefördert durch
Baden-Württemberg

Seeckt

Der wunderbare Weg eines Heeres

VON

HANS HENNING FREIHERR GROTE

Copyright K. Thienemanns Verlag, Stuttgart

3. Fortsetzung

Doch nichts geschah, kein Führer fand sich. Die Volksbeauftragten, wie sie sich nannten, Ebert, Scheidemann und die Unabhängigen im ungleichen Rat entzweiten sich untereinander. Während die heimgekehrte Front Mann auf Mann entließ, der nach Daheim sich zurücksehnte, — der wohl lange genug im Dienste des Ganzen sein Letztes hergegeben hatte, rüsteten die Spartakusleute, von einem Liebknecht, einem Ledebour, einer Luxemburg, jüdisch-teuflisch verhetzt und fanatisiert, zum Mord. Am Weihnachtstage, dem ersten, den die Heimkehrer wieder am eigenen Herde verleben durften, donnerten am Kaiserschloß die Kanonen, Bürgerkrieg wie in Rußland, Weiß gegen Rot.

Die Ebert-Regierung schrie um Hilfe. Der gleiche Scheidemann, der die Absetzung des Kaisers eigenmächtig vom Balkon des Schlosses herab verkündet hatte, schlich jetzt heimlich zu den Regimentern der Garde-Kavallerie-Schützendivision und verhieß gläubigen Soldaten die Wiederkehr der Monarchie — so sind seine Reden verbürgt — wenn sie sich nur jetzt für Ruhe und Ordnung in die Schanze schlügen.

Und Oberst Reinhardt vom 5. Garde-Regiment z. F. sammelte Freiwillige, Offiziere und Soldaten, und war mit seiner Brigade der erste, der sich der heranschwellenden roten Front entgegenwarf.

Die alte Armee war nicht mehr — von keinem Feind auf dem Schlachtfelde geschlagen, sondern — entlassen, wie man einen unbequemen Angestellten fortjagt.

Zu spät haben die jetzt Verantwortlichen erkannt, wie sehr sie zur Stütze ihrer Macht eines wohlgefügten Volksheeres bedurft hätten. Sie hatten Geister gerufen, von denen sie, sich ohne Hilfe von Männern, die sich selbstlos für das Ganze in die Schanze schlugen, nicht mehr befreien konnten. Die „Unabhängigen" unter den Volksbeauftragten wandten sich immer mehr der Parole der offenen Rebellion nach russischem Beispiel zu.

In dieser Stunde der Not wurde der Freikorpssoldat geboren, jener deutsche Soldatentypus, der trotz allem, was er im Kriege schon bestanden hatte, bereit war, im Innern wie an den bedrohten Grenzen, mit allem, was er besaß, voran das Leben, für dieses eine, einzige einzustehen, das die große Masse frech verspottete, für Deutschland.

In den ersten Novembertagen 1918 hatte ein Sonderzug die türkische Hauptstadt Konstantinopel verlassen: Generalmajor von Seeckt mit seinem Stabe. Dem tapferen Bundesgenossen, der im Völkerringen alles geleistet hatte, was seine Kräfte nur herzugeben imstande gewesen waren, vermochte er nicht mehr zu helfen. Nun brannte der eigene Herd. Noch waren die Nachrichten nur spärlich, die von der Heimat gekommen waren, aber wenn die Türkei, Bulgarien, Österreich-Ungarn zusammengebrochen waren, wie sollte es dann gut um Deutschland stehen!

Seeckt saß allein in seinem Abteil. Sein Blick war nach innen gerichtet, und die an den Fenstern vorüberfliegende Landschaft erfaßten seine Augen nimmer. Seitdem ihn das Kriegsschicksal von den Seinen fort zu fremden Heeren verschlagen hatte, war das Glück von ihm gewichen. Gewiß, als seine Mission im österreichisch-ungarischen Heere vor Jahresfrist beendet war, hätte er es noch in der Hand gehabt, wieder ein rein reichsdeutsches Kommando erhalten zu können. Aber dem Soldaten Seeckt lag es nicht, nach seinen eigenen Herzenswünschen zu handeln. Als Ludendorff im Dezember 1917 ihn fragen ließ, ob er bereit sei, der türkischen Armee als Generalstabschef zu dienen, gab es für den General keine weitere Überlegung mehr. Ludendorff hatte seine wohlerwogenen Gründe, wenn er so fragte, und der Soldat mußte gehorchen.

Der Zug durchquert eine weite Ebene. Wohin auch der Blick sich verliert, nur unendliche Ferne. Das eintönige Bild wird von einzelnen Büschen und Bäumen gestört, die sich zuletzt doch in dem schwermütigen Einerlei wieder verlieren.

Seeckts Rechte klopft mit den Knöcheln unablässig am Glas des Wagenfensters. Dann zieht er sie plötzlich zurück, sitzt wieder tief und regungslos. Seine Gedanken wandern zurück; Rechenschaft vor sich selbst fordert der General von Seeckt.

Die Bilanz dieses letzten Kriegsjahres ist auch für ihn schlimm genug. Aber soviel weiß er, wenn er es auch nicht als Entschuldigung nehmen möchte: Alles, was in der Türkei mit ihren ungeheuren Schlachträumen im Kaukasus, in Mesopotamien und Palästina hätte erreicht werden können, war unlösbar mit dem Kriegsschauplatz in Frankreich verbunden gewesen. Dort lag seit dem Beginn des Jahres die endgültige Entscheidung für die Mittelmächte. Seitdem sich zum andern Male an der Marne das Schicksal gegen das Reich gekehrt hatte, seit jenem Gegenangriff auf den vorspringenden Boden bei Frère en Tardemois, war es auch bei dem Bundesgenossen, für den er persönlich die Generalverantwortung trug, reißend bergab gegangen. Wie oft wohl hatte Seeckt den ebenso verwegenen wie phantasievollen Enver Pascha vor uferlosen Plänen gewarnt, die den Bogen überspannten, weil sie nicht mit dem tatsächlichen Kräfteverhältnis rechneten! Er hatte ihm, dem Deutschenfreund, der im türkischen Kabinett immer vereinsamter blieb, überzeugend darzulegen versucht, daß die Türkei in Innerasien nichts zu suchen habe, daß jede Truppenvermehrung dort lebenswichtigere Fronten schwäche. Vergeblich! Und wie es Seeckts Art war, hatte er, nachdem er erst erkannt hatte, dem nach seiner Meinung Unsinnigen wenigstens noch einen Sinn zu geben versucht. Vielleicht konnte man so den Engländern in Nordpersien schaden, die sich in Mesopotamien in ständiger Vorwärtsbewegung befanden; von Aserbeidschan aus war es möglich, ihnen in die Flanke zu kommen. Schließlich hatte auch Enver diesem Plan zugestimmt und versprochen, für diesen Schlag Truppen aus dem Kaukasus freizugeben. Vergebens aber auch das!

Denn obwohl General Ludendorff sofort zustimmte, machten die Ereignisse auf allen Fronten die für den Herbst geplante Operation unmöglich. Am 31. Oktober 1918 schlossen die Türken Waffenstillstand. Es war das Ende.

Seeckts Antlitz bleibt starr. An der Tatsache dieses Zusammenbruches änderte nichts, daß er sich seiner nicht schuldig gemacht hatte. Und was wird mit Deutschland sein?

Der Zug hält. Ein Offizier tritt an das Abteil des Generals heran und übergibt ihm ein Telegramm.

Seeckt öffnet, liest. Dann gleitet seine Hand, die das Papier noch immer gepackt hält, schlaff zur Erde. Alles Rot weicht aus dem starren Gesicht.

Andere treten hinzu, der Adjutant, Generalstabsoffiziere.

Ohne ein Wort zu sprechen, gibt Seeckt den Funkspruch weiter: die Nachricht von der Abdankung des Kaisers.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0791
gefördert durch Baden-Württemberg

Um den General zieht es sich wie ein Bannkreis. In achtungsvoller Entfernung stehen sie alle. Viele Angehörige des Stabes, Frauen und Kinder sind hinzugetreten. Bestürzung zeigt sich auf allen Gesichtern. Man redet im Flüsterton, man seufzt, und mancher hat Tränen in den Augen, denn Revolution ist in Deutschland!

Seeckt rührt sich noch immer nicht. Etwas Unheimliches geht von diesem reglosen, schweigsamen Mann aus. Kerzengerade, wie ein Steinbild, sehen sie ihn auf seinem Platze und wissen, wenn der Zauber sich nicht endlich löst, der ihn wie in einem Krampf beschlug, werden sie in Verzweiflung aufschreien müssen, in sinnlosem Zorn sich Luft machen, — und hat doch alles keinen Zweck mehr!

Da kommt es lachend und singend den Zug entlang. Ein kleiner Junge ist es, Sohn eines Generalstabsoffiziers und Seeckts Patenkind.

Da ist keiner, der den Knaben nicht kennt und ihn um seines unbekümmerten, liebenswürdigen Wesens willen nicht herzlich zugetan wäre. In diesem Augenblicke aber, in dem wie ein Blitz Schicksalskunde auf sie herniederfiel, fühlten sie schmerzhaft dies Kinderlachen, — wie eine Anklage fast, denn haben sie nicht eben vernommen, wie aller deutschen Jugend Zukunft verspielt wurde!

Der Vater des Kleinen stürzt herbei, will ihm bedeuten, zu schweigen, aber es ist schon zu spät. Jauchzend, bettelnd fliegt dem Abteil, in dem Seeckt noch immer in starrender Schweigsamkeit sitzt, der kindliche Ruf entgegen: „Onkel Seeckt! Onkel Seeckt!"

Das rührt in dem Einsamen, der um den Sinn des Schicksals ringt, etwas wie eine erklingende Saite an. Wenn die Umstehenden eben noch befürchtet hatten, das unbekümmerte Wort des Kindes würde den Mann verwunden, sahen sie jetzt voller Staunen, daß Seeckt plötzlich den Kopf hob, und wie die Sonne plötzlich durch hangende, dunkle Wolken bricht, glitt ein frohes Lächeln über sein eben noch todesernstes Antlitz. Seeckt, dessen glücklicher Ehe der Himmel eigene Kinder versagt hatte, streckte dem Jungen, der eilig die hohen Stufen zum Abteil emporkletterte, helfend die Arme entgegen und zog ihn zu sich empor auf die Knie. Durch die draußen Versammelten ging es wie ein Stöhnen der Befreiung.

„Onkel Seeckt!" sagte der Junge noch einmal zärtlich und umhalste den General. Ein seliger Kuß brannte auf den Wangen des Mannes. Und als Seeckt dieses blühende, warme Leben so dicht bei sich verspürte, war ihm, als wüchse er zusammen mit dem, was deutsche Zukunft hieß, für das er, sie alle hier, jedermann sich einzusetzen hatten, mit der alten Kraft.

Den Kleinen fest an sich drückend, sagte Seeckt zu den Umstehenden heiter: „Wir wollen nun ein wenig an unseren Magen denken, meine Damen und Herren, — wer weiß, wann dazu wieder Zeit ist!"

Er setzte den Jungen vorsichtig hinaus und folgte ihm aus dem Abteil.

Kein Wort sprach Seeckt zu dem inhaltsschweren Telegramm. Nur wer ihn in jenem Augenblick erschüttert erlebt hatte, ahnte, was der ehemalige kaiserliche Gardeoffizier Hans von Seeckt in jenen Minuten durchlitt, in denen er die Vergangenheit begrub, um der Zukunft ein Wegbereiter zu werden.

Wie seine starke, männliche Seele das Chaos in der Umwelt überwand, davon zeugen auch die Worte, die er bald darauf an einen Freund seiner stolzen Jugend schrieb:

„Nur sich selbst und das Vaterland aufgeben, ist von Unglück. Das kann Dir und mir nicht begegnen."

II.

Berlin wurde immer mehr zum Tollhaus. Regierende gab es nur dem Namen nach.

Jeden Augenblick kann die Anarchie sich zum Herren erheben. Die Befehlsgewalt der Offiziere reicht nur noch soweit, als sich der Soldat ihr freiwillig unterwirft. Aber die Volksbeauftragten haben dem Drängen der Straße nachgegeben und die noch zuverlässigen Truppenteile aus der Reichshauptstadt entfernt. Wer sich noch in den einzelnen Kasernen befindet und den örtlichen Schutz übernommen hat, sind Reste der Ersatzbataillone mit einigen Frontoffizieren, die nicht wissen, wem sie gehorchen sollen.

Ein Erlaß der Regierung hat befohlen, daß die Achselstücke zu entfernen sind, weil sie angeblich das Volk aufreizen; an ihre Stellen treten blaue Streifen um den Ärmel. Schritt für Schritt nähert sich Berlin einer Entwicklung, die in Rußland zur völligen Auflösung, zum roten Terror, kurzum zum Bolschewismus geführt hat. Auch die Nachrichten aus der Provinz lauten ähnlich.

In einem Regierungsgebäude ist eine Anzahl Offiziere aller Dienstgrade versammelt. Ein Bild, wie es sich hier abspielt, war bisher solchem Kreise ungewohnt. Die Revolution schleicht auch schon hier umher, wenn es auch, so sinnwidrig es klingen mag, beginnende Revolution für die Staatsordnung ist.

„Wir machen nicht mehr mit, wenn es so weiter geht", ruft ein Major aufgeregt. „Das ist glatte Selbstaufgabe, die die Regierung befiehlt. Man bewaffnet aufständische Horden und läßt die anständigen Elemente ohne Schutz. Man verlangt von uns, die Disziplin wiederherzustellen und tut gleichzeitig alles, um sie gleichzeitig lächerlich zu machen. Man läßt tausend Teufel aus freien Stücken auf uns los und will uns dann dafür verantwortlich machen, wenn sie Schaden anrichten. Niemand findet mehr aus solchem Wirrwarr heraus."

In der Ecke, kaum beachtet von den andern, lehnt eine hohe Gestalt. Im linken Auge funkelt das Einglas. Der Offizier hält die Arme verschränkt und beobachtet aufmerksam die erregte Unterhaltung. So recht der Mann hat, denkt Seeckt, so sicher geht er in die Irre, wenn er aus der Stimmung heraus raten will.

Der Redende ist unterbrochen worden. Ein anderer hoher Stabsoffizier hat sich Gehör verschafft und fordert Aufmerksamkeit. „Daß wir so nicht weiterkommen ist Tatsache!" Das scharfgeschnittene Gesicht des Sprechers bleibt eiskalt, fast unbewegt. „Wie wäre es, meine Herren, wenn wir diejenigen, die die Suppe eingebrockt haben, sie auch auslöffeln ließen? Sie mögen sehen, wie weit sie mit ihrem Sowohl-als-auch, bei dem der Soldat immer die Zeche bezahlt, kommen mögen. Es wäre daher zu erwägen, meine Herren," die Stimme des Offiziers schneidet

DIE SIEGER

unseres Preisausschreibens

2000 RM.

für die besten Kurzgeschichten aus dem Soldatenleben!

In unserer Nr. 10 veröffentlichten das Reichskriegsministerium und der Verlag der vom Reichskriegsministerium herausgegebenen Zeitschrift „Die Wehrmacht" ein Preisausschreiben mit dem Thema:

„ERLEBEN UNTER DER FAHNE"

Dem Schiedsgericht, das sich aus Offizieren des Reichskriegsministeriums und Vertretern des Verlages und der Schriftleitung zusammensetzte, gingen aus allen Teilen der Wehrmacht eine erfreulich große Zahl von Einsendungen zu, aus denen der Prüfungsausschuß folgende Preisträger ausgewählt hat:

1. PREIS 300 RM.: Oberleutnant u. Adjutant Stephanus, II./I.R. 17, Celle/Hannover, Gr. Inf.-Kaserne, für die Arbeit „Die Gasmaske"

2 PREISE ZU JE 200 RM.: Feldwebel d. R. Hermann Meier Erfurt, Löberfeldkaserne, 6./Panz.-Reg. 1, für die Arbeit „Männer, Waffen und Motoren"

Oberschütze Hans Fees, Köln-Kalk, Lilienthalstr., 7./I.R. 78, für die Arbeit „Wir vier vom zweiten Maschinengewehr"

Ferner erhielten Preise von 100 bzw. 50 RM.: Obergefr. Erich Heinrichs, Faßberg S 2, 2. Schülerkomp. („Mein erster Alleinflug") / Funker Horst Pohl, Fl. H. Kdtr. Brieg, („Erleben unter der Fahne") / Maschinist Max Jurczyk, Sperrschule Kiel-Wyk („Ein Taucher erlebt und erzählt") Kanonier Herbert Dietz, 8./Flak-Reg. 3 („Flieger, Flak und Flüche") / Uffz. Ludwig Metz, 3./A.R. 7 („Wie wir Soldaten des Führers wurden") / Uffz. Werner Siegismund, 12. (M.G.)/J.R. 10 („Schwere M.G. im Gefecht") / Feldw. Klaus Schneider, Gruppenlehrer („Das war im Manöver") Hauptmann (E) v. Gaertner, Adjutant A.L. Geldern („Manövertage in der Eifel") / Feldw. Alfred Remmert, Wehrbez.-Kmdo. Magdeburg III („Freiwillige vor 1927 — Freiwillige vor 1937") Gefr. Friedrich Ernst Berghoff, 1./Pi.-Batl. 9 („Und wir sind ihre Söhne") / Oberfunker Erich Rotzler, 2./N.A. 31 („Der Blick zu Ihm") / Hauptmann (E) Dr. Herbert Böhme, Erg.-Batl./J.R. 71 („Bedingt tauglich") / Feldw. Belzle, 16. E./J.R. 34 („Manöver") / Gefr. Karl Kahrmann, 1./N.A. 50 („Erleben unter der Fahne") / Schütze Friedrich Lange, 2./J.R. 26 („Marsch der Gemeinschaft") Uffz. Georg Sütthoff, 7./J.R. 65 („Nachtschießen auf einem Kreuzer") / Funker Alfred Preuß, Festungs-Nachr.-Betr.-Komp. 308 („Einer für alle — alle für einen") / Gefr. d. R. Paul Brieger, III./J.R. 83 („Miko") / Uffz. Herbert Schulz, 9./J.R. 70 („Ostpreußische Truppen beziehen im Saarland Garnison") / Unterfeldw. Feuerstack, 4./J.R. 39 („Die Entführung") / Kan. Weidemann, 1./A.R. 51 („Neues auf Posten") / Gefr. Josef Mick, 7./J.R. 104 („Der Arbeitslose") / Funker Kurt Erwin Koslowski, 4./N.A. 41 („Heini hält durch")

Die Entscheidung des Prüfungsausschusses ist endgültig und unanfechtbar. Alle Rechte der Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten sind — gemäß der Ankündigung — auf den Verlag „Die Wehrmacht" übergegangen. Einige von den mit Preisen ausgezeichneten Arbeiten werden demnächst in unserer Zeitschrift erscheinen

Bei Pickeln, Flechten und Hautausschlag

Medizinal Herba-Seife St. 58 Pfg., verstärkt 90 Pfg.

Zur Nachbehandlung Herba-Creme

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0792

gefördert durch Baden-Württemberg

scharf durch den lauschenden Raum, „vor der Hand unsere Tätigkeit aufzugeben, zuzusehen, wie die Sache ausläuft; es braucht dann kein Zweifel mehr darüber zu herrschen, wohin sie führt."

Allgemeine Zustimmung belohnt den Redner, einzelne Widersprüche versinken ohnmächtig.

„Schmeißen wir also den Kram hin", fordert ein Dritter abschließend. „Sie werden uns sehr bald wiederholen, und dann wird die Lage anders sein!"

Da rührt sich der Mann in der Ecke, begehrt scharf und herrenmäßig das Wort. Wenige nur kennen ihn von Angesicht, aber sofort zwingt sie seine metallene Stimme zur Ruhe.

„Der Türken-Seeckt", flüstert jemand dem Nachbarn zu.

„Ich habe mich nur gemeldet, meine Herren", beginnt Seeckt, „um eine kleine Feststellung zu machen. Was mich selbst betrifft, so ruft mich ein Befehl zum Oberkommando Nord. Wir haben bekanntlich nicht nur mit dem Mob im Innern zu rechnen, sondern auch gegen den Feind an den Grenzen zu stehen. Noch immer sind treue Männer vorhanden, die ihn dort mit der Waffe in der Hand abhalten, — trotz allem, was rings umher geschieht. Ich weiß nun nicht recht", spricht Seeckt gewinnend, werbend, „so sehr ich auch die hier von manchen Seiten vorgebrachten Gründe, die die Notwendigkeit einer vorübergehenden Dienstaufgabe notwendig zu machen scheinen, anzuerkennen mich bemühen will, — wie solch ein Grenzschutz dann noch durchzuführen sein soll. Wenn die Offiziere ihren Dienst verlassen, dann bricht im Innern Deutschlands der rote Terror los, — das ist gewiß. Sie sind der Meinung, meine Herren", spricht der General mit starker Betonung in der Stimme, „eine solche Entwicklung werde die Regierung Einsicht lehren, die Sie dann zurückholt, um Ihnen endlich die Befugnisse einzuräumen, die Sie mit Recht im Ansehen Ihrer schwierigen Aufgabe fordern können. Ja aber, meine Herren, wer ist denn diese Regierung? Doch gewiß eine neue Gewalt, neue Männer! Und diese neuen Männer werden alles andere tun, als Sie zurückholen! Mögen wir heute nur noch wenig von dem besitzen, was uns als Offizieren zukommt: verlassen wir freiwillig unsern Platz, so werden wir auch das nicht mehr zurückerobern können. Dann haben wir, weil wir uns selbst aufgaben, alles verloren und dem Vaterlande, dem wir jeden Dienst schuldig sind, den Todesstreich versetzt. Um dieses Vaterlandes, oder wenn es Ihnen lieber ist, auch um unseres geliebten Berufes willen", scharf blicken Seeckts Augen reihum, „gibt es nur einen Entschluß: Wir bleiben, — jeder dort, wohin er gestellt wird!"

Seeckt wartet den Beifallssturm nicht ab, der seinen nüchtern-klaren Worten gefolgt ist, sondern verbeugt sich kurz und geht.

Die deutschen Offiziere aber sind auf ihren Posten geblieben und opferten ihren berechtigten Zorn dem Dienst an die Gesamtheit, durch eiserne Pflichterfüllung.

Die Freikorps kämpften im Baltikum und schützten das Reich vor der roten Flut. Die alte Armee lebte nur noch in den verstaubten Akten der Regimentsabwicklungsstellen; schon das Wort „Abwicklung" zeigte an, wie weit das Denken in Deutschland sich von aller Wehr und damit auch von aller Ehre entfernt hatte. Schon aber war ein Mann berufen worden, dessen ganzes ebenso undurchdringliches wie im geeigneten Augenblick auch wieder verbindliches Wesen den Regierenden geeignet schien, um ihm eine Aufgabe anzuvertrauen, für die sie, — leider — nun einmal einen Offizier brauchten. General von Seeckt wurde beauftragt, eine neue „Reichswehr" zu schaffen.

Am 22. Juli 1919, wenige Wochen nach der Unterzeichnung des Versailler Schanddokumentes, erhielt General von Seeckt den Auftrag, das zukünftige Reichswehrministerium aufzubauen, nachdem der Große Generalstab, dessen Geschäfte er eben als Chef des Stabes übernommen hatte, durch das Feinddiktat aufgelöst werden mußte.

Schon während der Friedensverhandlungen war der Schweigsame Freund und Feind aufgefallen. Einen bitteren Auftrag erhielt damals Seeckt: er mußte die deutsche Friedensdelegation nach Versailles begleiten, wo die Franzosen alles Erdenkliche ersonnen hatten, um den verhaßten Deutschen ihre Verachtung zu zeigen und ihnen Demütigungen zu bereiten, die sie sich nicht mit den Waffen hatten erzwingen können.

Das für die deutsche Delegation bestimmte Hotel ist mit hohem Stacheldraht umgeben. Dahinter drängen sich die Pariser, Männer und Frauen, und betrachten hohnvoll-neugierig die „Boches".

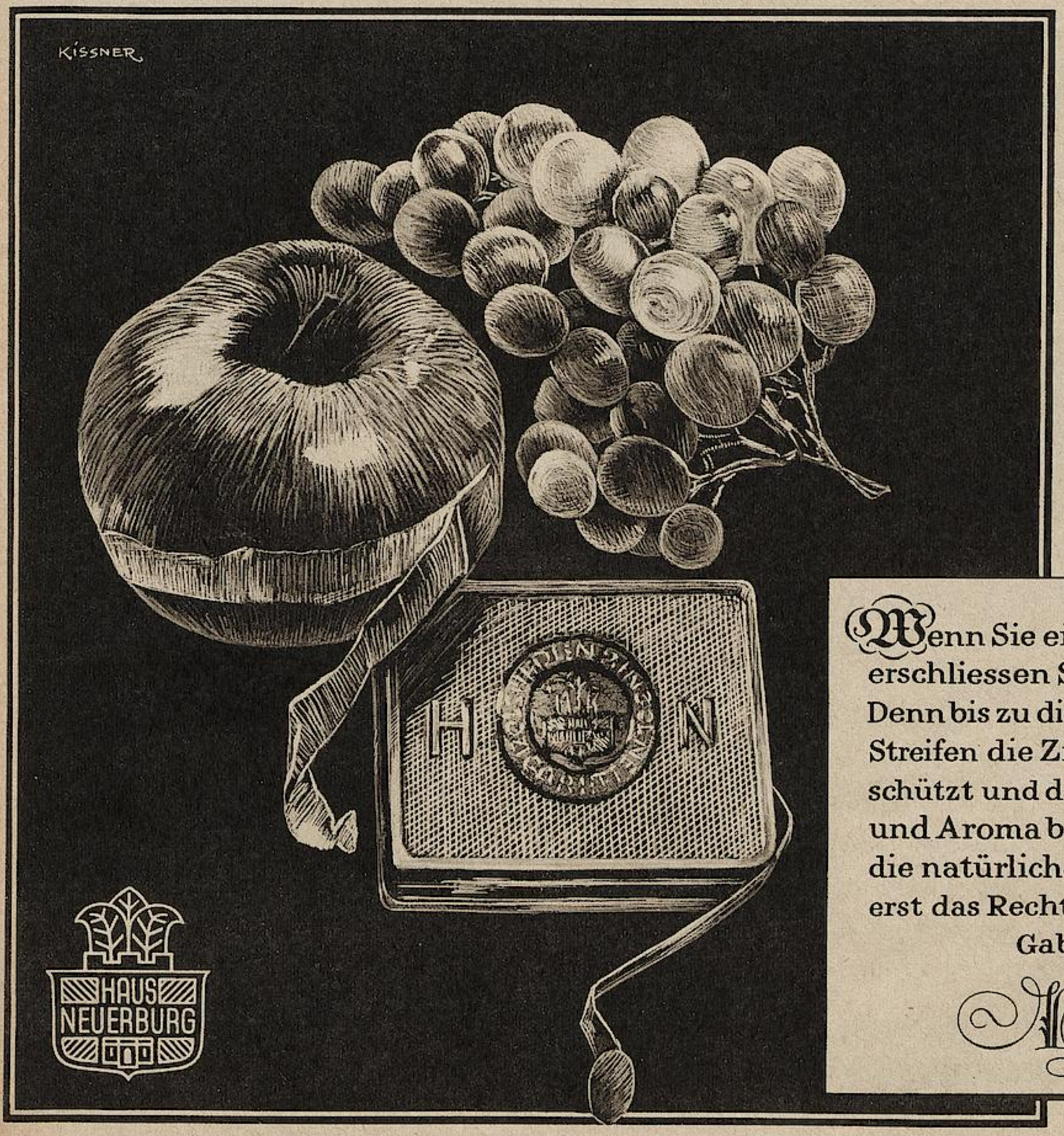
Einer ist darunter, der ihren Spott verstummen läßt. Sein Gesicht verrät keine Anteilnahme, und die Augen des Mannes sind hoch erhaben in einer Weite, die nichts mit den Dingen dieser Schmachtage gemein hat. Die hochgewachsene Gestalt, jugendlich-schlank, ist in das Grau der Uniform gekleidet, die Frankreich über vier Jahre lang in schrecklichen Bann gehalten hat, gegen die eine ganze Welt schließlich aufstehen mußte, um es zu erlösen. „Ein deutscher General", läuft es raunend von Mund zu Mund, und einer nennt dem andern den Namen.

Seeckt hatte den Lauf des Schicksals nicht aufhalten können, und noch einmal, in Spaa, wo die militärischen Klauseln des Friedensvertrages festgelegt wurden, mußte er dem Feind Auge in Auge gegenübertreten, der so oft auf dem Schlachtfeld die Kraft seines Geistes verspüren konnte.

Die Verhandlungen wurden zunächst von den Zivilisten geführt, Fehrenbach und Simons sind die Hauptsprecher auf deutscher Seite. Aber Lloyd George verlangt die Militärs, und Reichswehrminister Geßler und Seeckt werden herbeigerufen.

Seeckt hatte schon früher dem Schwächling Fehrenbach erklärt: „Ich halte nichts von einer weichlichen Verhandlungsart. Mag man heute die Nachgiebigkeit in Deutschland als eine Art Weisheit preisen, wenn ein Feind großmütig sein will, so beweist er das auch, ohne daß man ihn anbettelt; denn politische Gründe führen ihn dazu, und diese gilt es immer wieder ins Feld zu führen. Wir haben Haltung zu bewahren!"

Die Ententevertreter bekamen diese bald zu spüren. In dem Hin und Her des Meinungsstreites, der Forderungen, der Gegenforderungen, die sich immer wieder als flehentliche Bitten darstellten, blieb der General von Seeckt der Hochmütige, Unnahbare. Es war, als



4 Pfg
GÜLDENRING
Mit Goldmundstück

4 1/6 Pfg
OVERSTOLZ
Ohne Mundstück

★

Ravenklau 5 Pfg
MIT GOLDMUNDSTÜCK
Auslese 6 Pfg
OHNE MUNDSTÜCK

Wenn Sie eine TROPEN-PACKUNG öffnen, erschliessen Sie sich einen besonderen Genuss. Denn bis zu diesem Augenblick hat der Verschluss-Streifen die Zigaretten vor jedem Luftzutritt geschützt und damit vor Verlusten an Feuchtigkeit und Aroma bewahrt. So blieb ihrer Mischung die natürliche Frische erhalten, die dem Raucher erst das Recht gibt, den Tabak zu den köstlichsten Gaben der Natur zu zählen.

Haus Neuerburg
★

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0793
gefördert durch
Baden-Württemberg

ob mit ihm die alte Armee, die beste der Welt, am Verhandlungstische säße, als ob sie noch lebte und nur seines Rufes gewärtig sei, um alsobald den Frechheiten des Feindes die Antwort zu geben.

Lloyd George, den temperamentvollen Waliser, erfaßte vor solch erhabener Ruhe der Jähzorn. Sinnlos nahm er die vor ihm liegenden Papiere setzte sie durcheinander, schlug dann mit der Faust auf den Tisch und stieß Drohungen aus, die die Deutschen vollends einschüchtern sollten.

Der Mann ist ohne Stil, dachte Seeckt bei sich und blickte wie immer eisig gleichmütig-erhaben über den aufgeregten Engländer hinweg. Man muß so etwas nicht beachten.

Dann kam es zu den Unterschriften. Seeckt blieb weiter teilnahmslos, denn das war Sache seiner Regierungsmänner. Hier vollzog sich etwas, das unabänderlich blieb. Nun mußte aus der neuen Lage, so schlimm sie sich auch darstellte, die Lehre gezogen werden, — für sein Heer. Alles brauchte nur ein Übergang zu sein, wenn man es richtig bedachte und anpackte . . .

Da schlug Lloyd Georges Stimme aufreizend an Seeckts Ohr. Englands Ministerpräsident, dessen Zorn über den unnahbaren deutschen Offizier bis aufs äußerste gestiegen war, gedachte jetzt Seeckt zu treffen und begehrte brutal: „Der General soll mit unterzeichnen!"

Ringsum im Raume trat plötzlich Stille ein, lähmende Stille.

Dann geschah nichts Besonderes. Ohne eine Miene zu verziehen, erhob sich General von Seeckt, griff nach dem Federhalter und setzte seinen Namen mit sicherer Hand unter das bedeutungsvolle Dokument.

Als Seeckt dann aufsah, schwebte ein leises Lächeln um seine Züge. Lloyd George hatte er nicht eines einzigen Blickes gewürdigt, und so prallte der Pfeil, der verwunden sollte, auf den Schützen selbst zurück.

Lloyd George vergaß dieses Lächeln Seeckts lange nicht, und ein Gedanke fiel ihn an und sollte Jahre später ihn so bedrängen, daß er ihm stattgeben mußte: alles, was sie hier taten, um einen verhaßten Feind zu demütigen und ihn für immer niederzuhalten, war doch nur Menschenwerk und nicht für die Ewigkeit gemauert.

Wollen Sie guten Eindruck machen?

Legen Sie Wert auf ein gepflegtes Aussehen? Dann sollten Sie Nivea-Zahnpasta benutzen. Der außerordentlich feine Putzkörper schont den Zahnschmelz und reinigt gründlich. Regelmäßige Pflege mit Nivea-Zahnpasta erhält Ihre Zähne weiß und gesund, Ihren Atem rein und frisch

Z 40

Die neue Armee.

I.

Binnen drei Monaten nach Inkrafttreten des Versailler Vertrages war die deutsche Heeresstärke auf zunächst 200 000 Mann zurückzudrücken; diese Frist wurde dann noch bis zum 31. Dezember 1920 verlängert. Danach durfte das Heer nur noch 100 000 Mann betragen, das heißt also, man wies dem Reiche eine militärische Rolle zu, wie sie nur ein Kleinstaat spielen konnte.

Die rein organisatorischen Maßnahmen für das neue Heer waren noch von einem besonderen Ausschuß, der im preußischen Kriegsministerium gebildet wurde, unter dem Oberstleutnant von Pawelsz vorbereitet worden. Dieser, zusammen mit dem Kriegsminister, General Reinhardt, stellte die Richtlinien für ein vorläufiges Reichswehrgesetz auf, das in vorbildlicher Weise den Forderungen der Zeit nach innen und außen Rechnung trug und es dabei verstand, die notwendige Verbundenheit mit der unvergeßlichen alten Armee überall dort aufrechtzuerhalten, wo es dem Neubau zum Vorteil gereichen mußte.

Zunächst war kein Zweifel, daß das kommende neue Heer, an dessen Spitze nach dem Abgange des Generals Groener der General von Seeckt getreten war, eine sogenannte Söldnertruppe sein würde. Sein unmittelbarer Befehlshaber war der Reichspräsident, und das grundlegende Neue an diesem kleinen Heer die Beseitigung jeder Landeshoheit, wie sie noch in der alten Armee vorgeherrscht hatte. In Wahrheit nun ein deutsches Reichsheer, konnte diese kleine Truppe durch die Art ihrer Befehlsunterstellung — der Reichspräsident übertrug wiederum dem Reichswehrminister die vollziehende Gewalt —, dem Getriebe der Parteien und Parlamente entzogen werden und einen stählernen Kern des neuen Staates bilden, wenn man es richtig in die Tat umsetzte.

Bald nach Seeckts Rückkehr aus Spaa war der Kapp-Putsch losgebrochen. Der General stand abseits. Mochte sein Herz jedem Gedanken eng verbunden sein, der die Befreiung des Reiches bewegte, so sah er doch von vornherein, daß dem Unternehmen des Generals von Lüttwitz und des Generallandschaftsdirektors Kapp kein Erfolg beschieden sein konnte. Aber dem Wunsch Noskes, gegen die Brigade Ehrhardt zu marschieren, versagte er sich ebenso schroff. „Wollen Sie vor dem Brandenburger Tor eine Schlacht schlagen?" fragte Seeckt zurechtweisend und ließ Herrn Noske stehen.

Er zog das Schwert nicht gegen Kameraden, wenn sie nach seiner Meinung auch nicht auf dem richtigen Wege waren. Sie handelten aus Liebe zu Deutschland und waren darum mehr wert als mancher andere, der im Namen dieses Landes heute verantwortlich handeln durfte.

Der Putsch bricht zusammen, an seiner Stelle erhebt sich im ganzen Reiche der rote Aufstand. Während überall zumeist noch Freiwilligenverbände ihn niederschlagen, beginnt der General von Seeckt den Aufbau eines neuen Heeres.

Im Heeresverordnungsblatt vom 30. Dezember 1920 hat der nunmehrige General der Infanterie und Chef der Heeresleitung Hans von Seeckt niedergelegt, was er dem neuen Heere als seine Grundlagen zuwies. Mit der Feststellung der Vollendung dieses neuen Heeres, so wie es der Rahmen von Versailles gestattet hatte, beginnt der denkwürdige Erlaß, den Seeckt selbst als einen neuen Abschnitt der deutschen Heeresgeschichte bezeichnete.

„An Stelle aller guten Wünsche für das beginnende Jahr und die kommende Zeit setzen wir das Gelöbnis, zusammenzustehen in der Hingabe für unseren Beruf. Wir wollen das Schwert scharf, den Schild blank halten."

Das klingt wie ein Schwur, und niemand hat ihn besser gehalten als die Armee der Hunderttausend und ihr einsamer Führer.

„Ich vertraue", fuhr Seeckt fort, „daß das alte Ehrgefühl als heiliges Vermächtnis einer großen Vergangenheit im neuen Heere von seiner Gesamtheit wie von jedem einzelnen treu bewahrt und gepflegt wird. Wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit und ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen . . . Der Soldatenstand ist in den Augen des Volkes mehr als andere Stände eine Einheit. Hervor-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0794

gefördert durch
Baden-Württemberg

ragende Leistungen und tadelfreies Verhalten einzelner heben mit Recht das Ansehen der Gesamtheit, Verfehlungen einzelner fallen dem ganzen Stande zur Last. Jeder, ob Offizier oder Mann, hat sich allzeit als Vertreter des Heeres zu fühlen, für dessen fleckenlosen Ruf er verantwortlich ist."

Ein fleckenloser Ruf, — so war es mit der alten Armee gewesen, die trotz Tod und Teufel, trotz einer ruhmlosen sogenannten Revolution nichts von ihm verloren hatte; so rein lebte diese Ehre in der Welt, daß man noch heute in gewisser Furcht auf Deutschland blickte, obwohl es doch ohnmächtig zu Boden gezwungen war.

„Straffe Manneszucht ist und bleibt der Grundpfeiler aller militärischen Erziehung. Weit mehr als Ermahnungen und Strafen wirkt das Vorbild. Pflichterfüllung und Selbstzucht vorzuleben, ist das heilige Recht jedes Vorgesetzten."

Und somit befiehlt Seeckt seinen Offizieren:

„Die Offiziere aller Grade müssen sich ihrer Pflicht dauernd bewußt bleiben, auf allen Gebieten des Dienstes, geistigen und körperlichen, Lehrer und Vorbild zu sein. Diese Forderung stellt große Ansprüche an Hingabe und Selbstaufopferung des einzelnen, aber nur bei ihrer restlosen Erfüllung ist der Offizier ein brauchbarer Gehilfe seiner verantwortlichen Vorgesetzten, nur dann erwirbt er den Anspruch, einmal selbst an deren Stelle zu treten. Nur eigenes, überlegenes Können, Charakterfestigkeit, aufopfernde Fürsorge und herzliche Anteilnahme gewinnen dem Offizier das Vertrauen seiner Mannschaften, das dann jede Versuchung von außen und die schwerste Prüfung übersteht ... So werden wir das Ziel erreichen, aus jedem Glied des Heeres nach Charakter, Können und Wissen einen Soldaten zu machen, der selbständig und selbstbewußt, hingebend und verantwortungsfreudig ein Mann und ein Führer ist."

In diesen Schlußworten jenes großen Erlasses des Chefs der Heeresleitung kündigte sich an, was Seeckt unter dem aufgezwungenen Feinddiktat als neuen Gedanken in die Tat umzusetzen entschlossen war.

Schon Scharnhorst hatte die 42 000 Mann, die nach 1807 Napoleon dem zerschlagenen Preußen beließ, als die Pflanzschule eines neuen Heeres bezeichnet und dies auch buchstäblich durchgesetzt. Die Diktatoren von Versailles gebärdeten sich weniger unaufmerksam als der große Franzosenkaiser, und dem Scharnhorstschen Krümpersystem waren überall Schranken entgegengesetzt, die unüberwindlich blieben; denn zu dem Feinddiktat gesellte sich noch die militärfeindliche Haltung der weitaus größeren Mehrheit des deutschen Volkes.

Aber die Absicht Seeckts, aus jedem Soldaten einen Mann und Führer zu machen, der selbständig und selbstbewußt sein Handwerk meisterte, war unangreifbar und ganz allein eigene Sache dieses Heeres und seiner Offiziere. Wenn eine Reorganisation im Scharnhorstschen Sinne undurchführbar blieb, so hatte Seeckt mit seinem Gedanken eines Führerheeres jene neuzeitliche Form gefunden, die es ermöglichte, dem Willen der Feinde im Innern und Äußern zum Trotz das Heeresvermächtnis des deutschen Volkes hinüberzutragen in eine bessere Zeit.

Ja, im Innern, dort standen die meisten Feinde, unerbittlicher fast als der Gegner an den Grenzen. Und Seeckt erfuhr in diesen Jahren, daß sie ihm überall entgegentraten, auch aus den Reihen seiner einstigen Freunde, die mehr von ihm verlangten als in seiner Macht stand, — die so etwas wie eine offene Rebellion gegen die Regierung von ihm und seiner jungen Schöpfung forderten und den Führer des Heeres aus sicherer Verantwortungslosigkeit heraus als „schlapp und rötlich" schalten.

Vielleicht wurde Seeckt in diesen Aufbaujahren, in denen nur das Heer selbst ihm zur Seite stand, noch schweigsamer, als man es schon an ihm gewohnt war, zog sich immer mehr in sich selbst zurück, um auch nicht einen Augenblick in seinem Willen schwankend zu werden.

Einmal, als wieder innerpolitische Schwierigkeiten auftraten, fragte ihn der Präsident Ebert ängstlich: „Wo steht die Reichswehr, Herr General?"

Da schob Seeckt sein Einglas fester ins Auge und blickte kühl zurück: „Die Reichswehr, Herr Ebert, steht hinter mir."

Er, nämlich Seeckt, war der Ansicht, solange nicht das deutsche Volk sich von Grund auf politisch erneuert hatte — ein Vorgang, den man nicht ohne weiteres befehlen konnte, sondern der sich nach natürlichen Gesetzen vollzog —, blieb jeder Versuch, gewaltsam eine Neuordnung der staatlichen Dinge herbeizuführen, fruchtlos und darum ein Verbrechen.

Man konnte auch nur eines: Soldat oder Politiker sein. Man konnte ein Heer oder einen Staat aufbauen. Wenn man aber ein kaum in seine feste Form gelangtes Heer dazu benutzte, um sich mit ihm in politische Abenteuer einzulassen, so kostete es nur dieses Heer und zerschlug außerdem auch die letzten staatlichen Hoffnungen. Er, Seeckt, hatte das für ihn Wesentliche gewählt; für seinen Teil gedachte er das Vermächtnis der alten Armee fortzuführen, indem er das neue Heer nicht nur gebildet hatte, sondern auch weiter stark und leistungsfähig erhielt. Dann mochte der Tag kommen, an dem ein Mann sich fand, viele Männer, die mit ihm, das er aus aller Parteipolitik herauszuhalten gedachte, als stillen Helfer zur Seite, ein neues Reich hämmerten.

Fortsetzung folgt

Für alle Waffenmeistereien!

„Trunax der Elektroschreiber DRGM" ist das neueste Signiergerät für alle Metalle. Sie signieren wie mit einem Füllhalter, aber unauslöschlich, selbst in gehärteten Stahl.

Ein kurzer, aber kräftiger Lichtbogen gräbt (in 6 verschiedene Schriftstärken verstellbar)

Zahlen, Schriftzüge, Zeichnungen und sonstige Merkmale

unauslöschlich in jede Art von Metall und jeglichen Härtegrades ein, auch dort, wo Stempel und Schlagzahlen versagen.

Das kompl. Gerät einschl. Transformator für Netzanschluß mit 2 Ersatzspitzen aus Wolframstahl kostet nur RM. 42,– bei einjähriger Garantie.

Viele Referenzen von Heer, Luftwaffe, Marine und Industrie. Verlangen Sie ausführliches Angebot von

M. Stein · Hohenzollernring 36 · Hamburg-Altona 5

Bitte machen Sie alle für Metallsignieren zuständigen Herren auf diese Anzeige aufmerksam. Besten Dank.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0795
gefördert durch Baden-Württemberg

Blutgummi

Aus der Geschichte eines Rohstoffes

von KARL FISCHER

1. Fortsetzung.

„Selbstverständlich, meine Herren, meine Besitzungen liegen im dunkelsten Südamerika. Ich glaube Ihnen gern, daß Sie vom Putumayo und Igara-Parana noch nie etwas gehört haben. Aber Gummi wächst nun einmal nicht in englischen Parks, wenn ich vor Ihren Gärtnern auch eine noch so große Hochachtung habe. Nein, meine Herren, wenn Sie sich schon für Gummi interessieren, wird Ihnen wirklich nichts anderes übrigbleiben, als Ihr Geld in den dicksten Urwald zu stecken."

Der kleine Südamerikaner mit dem olivfarbenen Gesicht beugt sich leicht aus seinem Klubsessel vor und breitet eine Karte auf dem niedrigen Rauchtisch aus.

„Sehen Sie, Gentlemen, hier dieser schwarze Fleck zwischen dem Putumayo und dem Igara-Parana, das ist meine County, wenn ich mich so ausdrücken darf. Da hat mir keiner dreinzureden. Wie? Die Regierung von Peru? Sir, machen Sie sich bitte keine allzu britischen Vorstellungen von dieser Gegend. Sehen Sie: Meine Besitzungen liegen direkt in dem Dreieck zwischen Kolumbien, Brasilien und Ecuador. Eine gottverlassene Ecke sozusagen, Sie haben recht, und Lima ist weit — tausend Meilen Urwald —, aber keine Sorge, wir unterhalten die allerbesten Beziehungen zur Regierung ..."

Der Südamerikaner schweigt, während die drei englischen Herren etwas gelangweilt auf die Karte starren.

„Hm, und dort also produzieren Sie Ihren Gummi", knarrt die Stimme Sir Edward Brents.

„Als ich an den Putumayo kam —", der Südamerikaner lehnt sich nachlässig und ein wenig hochmütig zurück. „Als ich an den Putumayo kam, gab es in der ganzen Gegend noch nicht ein Dutzend Caucheros. Und was für Leute! Vollkommen unfähige Abenteurer, kann ich Ihnen sagen! Gingen selbst mit dem Eimer in den Wald, paktierten mit den Indios, hatten ein paar kleine Stapelplätze ... Gesindel! Kleinkrämer! Burschen, die es mit der Konkurrenz in Manaos, Para nicht aufnehmen konnten!" Er zuckt mit den Achseln. „Manaos! Para! — Iquitos, sage ich Ihnen, Iquitos ist die Gummistadt der Zukunft. Und über Iquitos geht mein Gummi. Fragen Sie beim Zollamt in Iquitos an, wieviel Amarcogummi da im Jahr verzollt wird. Und ich fange gerade erst an. Nein, nein, meine Herren, wenn in Para die Händler ihre Bude zumachen müssen, weil es dort keinen Gummi mehr gibt, und bald ist es so weit, dann sollen Sie einmal sehen, was aus Iquitos wird! In drei Jahren habe ich meine Produktion verfünffacht. Mit Ihrem Geld, Gentlemen, kann ich sie in den nächsten drei Jahren verzehnfachen! Verzwanzigfachen! Und sehen Sie bitte hier auf der Karte: Iquitos ist ganze 250 Meilen vom Putumayo entfernt. Kann man es bequemer haben? Bis Iquitos können die größten Dampfer den Amazonas herauffahren. Nein, nein, meine Herren, von Risiko kann nicht die Rede sein. Der Wald in meinem Besitz ist ja noch beinahe unberührt."

Der Südamerikaner kneift die Augen zusammen und spielt mit seinem goldenen Bleistift. „Ich gebe Ihnen mein Wort, fünfhunderttausend Kilo ist nicht zuviel behauptet."

Die englischen Gentlemen starren nachdenklich in den Kamin. Fünfhunderttausend Kilo, denkt Sir Edward und folgt mit seinen Augen der dünnen, blauen Rauchfahne seiner Pfeife. Fünfhunderttausend Kilo, und heute kostet das Kilo Kautschuk ein Pfund. Fünfhunderttausend Pfund ...

Señor Amarco wartet. Er weiß, daß seine englischen Freunde rechnen, und will sie nicht stören. Engländer sind keine Südamerikaner. Es hat keinen Zweck, sie überrumpeln zu wollen. Zahlen wollen sie hören, Zahlen, nichts als Zahlen. Ist ja schließlich auch keine Kleinigkeit, sich mit einer Million Pfund mitten im Urwald zu engagieren. Aber sollte es ihm, ihm, dem großen Amarco von Amarco & Co., Iquitos, nicht gelingen, was in London bisher jedem hergelaufenen Schwindler gelungen ist, nämlich den Gentlemen und Baronets das Geld locker zu machen?

Eine Million Pfund! Amarco lächelt. Er denkt zwanzig Jahre zurück. 1886! Ein gewisser Julio Amarco paddelte damals in einem Indianerkanu den Amazonas und Putumayo hinauf.

Amarco blickt auf sein Spiegelbild in der Glasplatte des Klubtisches. Schwarz und blank wie Ebenholz leuchtet sein Haar über dem gepflegten Gesicht. Blau und rot funkelt der riesige Diamant in seiner Kravatte.

Ja, 1886 hatte ein gewisser Amarco keine Stiefel, mußte ein gewisser Amarco froh sein, wenn er in einer Indianerhütte am Ufer des Putumayo Nachtquartier fand, wenn ein kolumbianischer Pflanzer ihm einen Strohhut, eine Señorita eine Perlenkette abkaufte. Der „Vagabund vom Amazonas" hieß er damals. Aber fünf Jahre später war er schon kein Vagabund mehr, und wenn diese ehrenwerten englischen Gentlemen von der Existenz des Señor Amarco damals auch noch keine Ahnung hatten, so kannte man ihn doch in Loreto, in Oran, in Iquitos und selbstverständlich in jedem kleinen Nest am Putumayo. Er brauchte längst nicht mehr mit seinem Kramladen Urwaldströme entlangzupaddeln, und als er sich mit den Brüdern Larannaga, den kleinen kolumbianischen Gummiunternehmern, zusammentat, war er bereits ein wohlhabender Mann. Er konnte stolz auf sich sein, denn er hatte nicht nur Glück gehabt, sondern auch eine unübertreffliche Spürnase. Als der große Gummiboom am Amazonas begann, hatte er fast die gesamten Gummiunternehmer am Putumayo in der Tasche, noch bevor man in Para, geschweige denn in London, ahnen konnte, was für reiche Gummiwälder die Ufer des oberen Amazonas und des Putumayo bargen.

Heute wußte man aber selbst in London, wie es mit den Gummivorräten am Amazonas stand. Man wußte, daß der Kautschuk knapp zu werden begann, und sich heute ein Gebiet zu sichern, das noch verhältnismäßig unberührt war, konnte unter Umständen eine Spekulation ersten Ranges werden.

Amarco blickte auf.

„Eine Million wird sich placieren lassen", Sir Edward nahm zum erstenmal während des Gespräches die Pfeife aus dem Mund. „Dreihunderttausend Anteile zu je ein Pfund mit Vorzugsstimmrecht und siebenhunderttausend gewöhnliche Anteile ... Was meinen Sie, meine Herren?"

Baron de Meiro, trotz seines exotischen Namens Engländer und Aufsichtsratsvorsitzender der großen Importfirma Mellon & Co., Manchester, zweifelt nicht daran, daß eine Million sich auf dem Londoner Markt placieren lassen wird. Aber er ist Kaufmann und hat keine Lust, die Katze im Sack zu kaufen. Eine Million Pfund ist ein lächerlicher Betrag, denn nach der letzten Statistik hat London hundertfünfzig Millionen Pfund in südamerikanischen Gummianteilen angelegt. Aber Baron de Meiro weiß sehr genau, daß mindestens fünfundsiebzig Millionen von diesen hundertfünfzig in Wirklichkeit keinen Pfifferling wert sind und daß ihre Kurse nur gerade jetzt noch von dem großen Boom getragen werden, bis das unvermeidliche Ende da ist. Die Londoner City verdient am Gummi unmenschlich viel Geld, aber der nüchterne Kaufmann zweifelt keinen Augenblick, daß das Geld ebenso schnell zum Teufel gehen kann. Immerhin ...

„Ich möchte vorschlagen", erklärt er, „daß ich

Du forderst viel von Deinen Zähnen
die Zähne fordern Chlorodont

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0796
gefördert durch Baden-Württemberg

meinen Vertreter in Lima nach Iquitos schicke. Der wird ja dann wohl von den Besitzungen unseres Freundes etwas mehr zu sehen bekommen, als nur einen schwarzen Fleck auf einer Landkarte."

Amarco gibt sich keine Mühe, mehr zu erreichen. Er hat es auch nicht nötig. Denn wenn die Londoner City augenblicklich auch von Hunderten von Gummischwindlern unsicher gemacht wird — er, Amarco & Co., kann jede Probe bestehen.

Die Konferenz ist beendet. Keiner der drei Briten ahnt, daß die Unternehmung, die aus diesem Gespräch hervorgehen soll, die Amazonas Rubber Company, zehn Jahre später nicht nur von Hyde Park-Rednern, sondern sogar von den Kanzeln der Kirchen, von den Tribünen der Parlamente als „das Verbrecher-Syndikat" angeprangert wird. Sie können es nicht ahnen, denn weder Baron de Meiro, noch Sir Edward Brent, noch die anderen europäischen Mitglieder der Amazonas Rubber Company bekommen jemals das Land zu Gesicht, aus dem ihre Dividende stammt. Und wenn sie dann die Quelle ihres wachsenden Reichtums kennenlernen werden, wird es zu spät sein und wird es keinen Weg zur Umkehr mehr geben, denn dann werden die Anteile der Amazonas Rubber Company gerade noch den Wert von bedrucktem Altpapier haben.

*

Den drei britischen Direktoren der Amazonas Rubber Company geht es nicht anders als den zahllosen Kaufleuten, Spekulanten, Abenteurern, kleinen Sparern und großen Betrügern, die am Gummi Geld verdienen wollen. Sie alle kümmern sich um die Börsenkurse, und soweit sie Kautschuk nicht importieren oder verwenden, ist ihr Interesse mit den Kursen erschöpft. Aber einer der Direktoren des Amazonas-Syndikats, Señor Amarco nämlich, kennt die letzten Geheimnisse der Gummiproduktion und des Gummihandels. Er aber hat, wenigstens seinen europäischen Geschäftsfreunden gegenüber, allen Grund, seine Geheimnisse für sich zu behalten. Er hat den Kautschukroman ja von der ersten Zeile an miterlebt, und in den Kapiteln dieses Romans, die mit Blut geschrieben sind, ist kein anderer als er selbst es, der eine der nichtswürdigen Hauptrollen spielt. —

Amarco paddelt noch mit seinem schwimmenden Kramladen den Amazonas herauf, als sich in den Straßen der deutschen Stadt Mannheim die Menschen um ein sonderbares Gefährt scharen, eine Droschke, die donnernd und krachend mit zwanzig Stundenkilometer Geschwindigkeit durch die Straßen „rast". Er verkauft seine Strohhüte an südamerikanische Indios, als im nordamerikanischen Alleghany die sonderbaren Türme aus der Erde sprießen, von denen aus man nach Erdöl bohrt. Und selbstverständlich erlebt er es mit, wie Motor, Erdöl und Gummi sich zu der Symphonie des modernen Verkehrs zusammenfinden.

Er selbst ist allerdings nicht wie viele tausend andere Gummisucher mit dem riesigen Blecheimer auf dem Rücken und dem Urwaldmesser an der Seite in die Wälder gezogen, um die Gummimilch spendenden Bäume anzuzapfen oder zu fällen. Als der große Gummisturm den oberen Amazonas erreicht, ist er, Amarco, bereits der unumstrittene Diktator jenes Gebietes.

So skrupellos wie die Gummisucher den empfindlichen Gummibäumen mit ihren axtähnlichen Messern zu Leibe gehen, so rücksichtslos wird Amarco der Herr des Putumayo. Wird er seine Konkurrenten nicht mit Geld los, so müssen andere Methoden herhalten, und die Racketeers von New York und Chicago würden blaß vor Neid werden, wenn sie wüßten, wie ungeniert ein Menschenalter vor ihnen ein gewisser Julio Amarco ihre Methoden anwenden konnte. Keiner der kleinen oder großen Gummiunternehmer am oberen Amazonas oder am Putumayo war zur Zeit Amarcos ein Muster an Sanftmut und Menschenfreundlichkeit. Der Kampf um den Kautschuk und die sichere Aussicht auf Reichtum härtete die Abenteurer und Kaufleute des amerikanischen Urwaldes ab. Julio Amarco aber war am Putumayo keiner gewachsen, und wer klug war, verkaufte sein Geschäft, seine Caucheros und seine Indianer dem Diktator des Putumayo zum halben Preis; er hatte ja selbst dann noch einige tausend Prozent verdient.

José Cabrera von Nueva Granada war weniger klug. Er lehnte einen höflichen Vorschlag Amarcos ab, ihm seinen Wald und seine Unternehmungen zu einem Preis zu verkaufen, den Amarco entgegenkommenderweise auf den zehnten Teil des wahren Wertes festgesetzt hatte. Mit Cabreras Geschäft ging es seitdem bergab, obwohl die Gummipreise ins Unermeßliche stiegen. Seine Indianer, die er in den Wald schickte, kehrten nicht zurück — Amarcos Leute hatten sie gefangen oder getötet. Bald traute sich kein weißer Aufseher mehr, die Indios in den Wald zu begleiten, nachdem kurz hintereinander drei Europäer von Amarcos Leuten erschossen worden waren. Ein Mordanschlag auf Cabrera selbst mißlang. Aber schließlich mußte er die Waffen strecken, als er im Umkreis von Hunderten von Kilometern niemand mehr fand, der es wagte, an ihn oder seine Leute Nahrungsmittel zu verkaufen.

Ein paar kolumbianische Gesellschaften hatten genügend Mut, Amarco Trotz zu bieten. Indianische Gummisucher aber fanden eines Tages im Urwald die Leichen der Direktoren und Aufseher, und als sie in das Quartier ihrer Gesellschaften zurückkehrten, wehte über den Häusern die Flagge der Firma Amarco & Co., die schwarz war wie die Flagge der Piraten. —

Señor Amarco aber behält die fleckenlose, weiße Weste des tüchtigen und erfolgreichen Kaufmanns. In seinem Palast in Lima verkehren nicht nur die Herren der peruanischen Regierung, sondern sogar der britische Konsül, und unter den vielen Bewohnern der Stadt, die am Gummi reich geworden sind, ist er nicht nur der reichste, sondern auch der angesehenste. Die kleinen Geschichten vom Putumayo? Mein Gott, was wollen Sie? Man lebt am Äquator, und man lebt in der Zeit des Gummibooms. Ein Narr, wer bescheiden und ehrenhaft an den Dollar- und Pfundmillionen vorbeigeht, die durch Iquitos und die anderen großen Gummistädte fließen. Wenn Señor Amarco von seiner Loge in der neuen Oper von Manaos gönnerhaft mit der Primadonna kokettiert, die kürzlich mit ihrer Truppe aus Europa eingetroffen ist und hier eine dreimal so hohe Gage bekommt wie in Paris, London oder Berlin, kann er sich die Weste glattziehen und voll Stolz feststellen, daß man diesen Glanz einzig und allein Männern wie ihm verdankt.

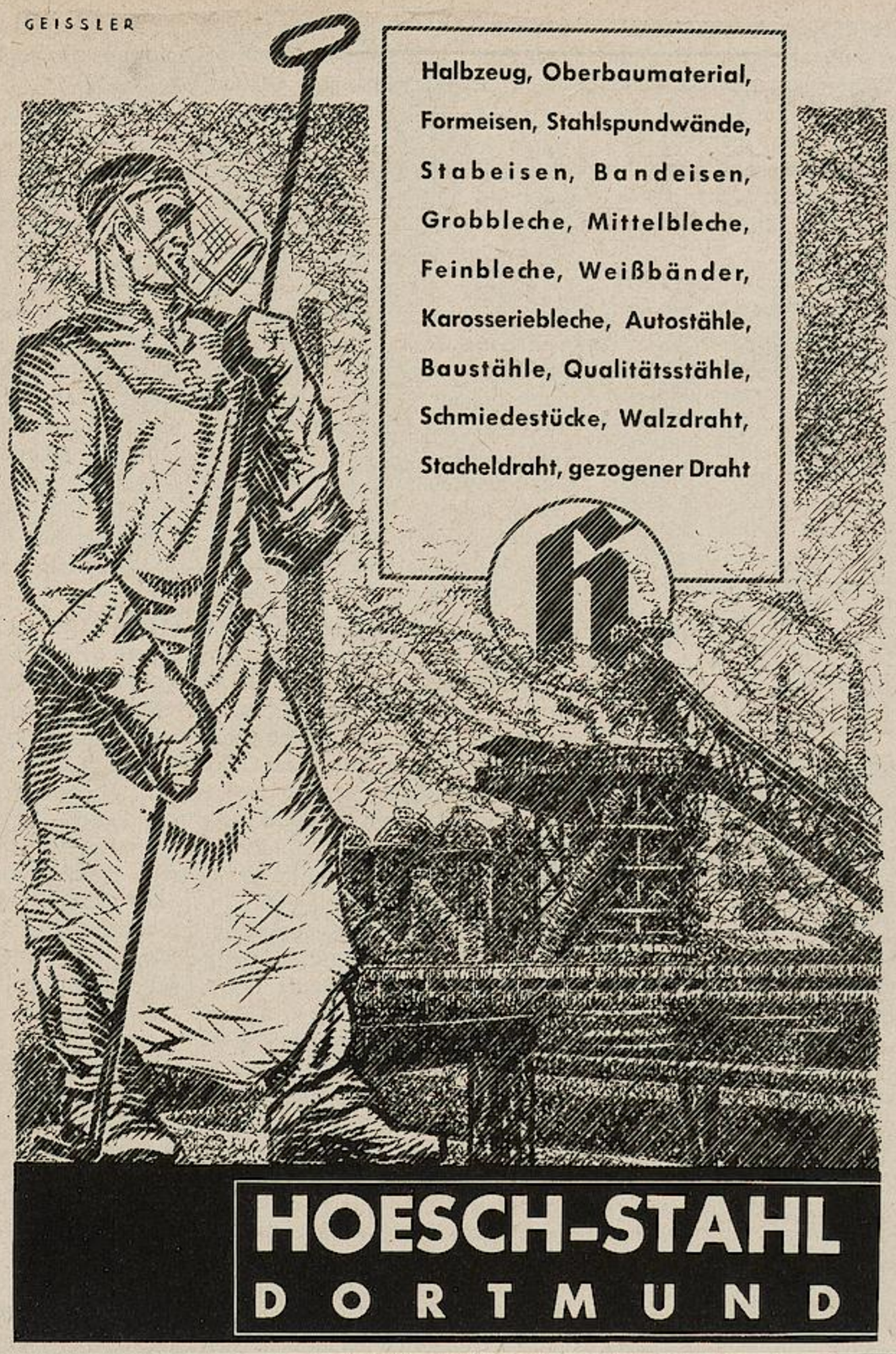
Die Sache mit Cecilio Plata am Caquetá war allerdings selbst für einen Señor Amarco etwas peinlich gewesen, und Señor Amarcos Augen glühen heute noch vor Wut, wenn er an das Geld denkt, mit dem er das verwundete moralische Gewissen seiner Behörden beruhigen mußte.

Cecilio Plata war ein Gummiunternehmer am Caquetá, einem Nebenfluß des Amazonas, gewesen und hatte Gummi gesammelt, wie es in der ersten Zeit des Gummibooms im ganzen Amazonastal üblich gewesen war. Er hatte mit den Indianern Kolumbiens Verträge auf Gummilieferungen abgeschlossen. Man kann nicht behaupten, daß die Indianer besonders fleißige Sammler gewesen waren, aber die Gummipreise stiegen, und die Produktion kostete fast nichts. Platas Geschäft wuchs, und da er die Indianer nicht mehr betrog, als es zu jener Zeit am Amazonas üblich war, lebte er mit ihnen in Frieden.

Er war Gott behüte kein menschenfreundlicher Unternehmer, und es kam ihm und seinen Angestellten durchaus nicht darauf an, die Frauen eines Indianerdorfes auszupeitschen, wenn die Gummilieferungen allzu klein oder zu schlecht waren. Aber das gehörte nun einmal zum Handwerk. Menschenleben hatten im südamerikanischen Urwald nun einmal seit den Zeiten der Eroberer nicht allzuviel gegolten. Hatten sich die „Pioniere" erst einmal dem Teufel Gummi verschrieben, so trieb die Gummisucht sie immer tiefer in den Urwald hinein, und es gab Zeiten, in denen sie mit einer Handvoll Weißer oder Indianer ihre Estradas — rohgeschlagene Urwaldpfade — in Gegenden anlegen mußten, in die sich heute kaum eine Expedition von Forschern trauen würde. Bezirke, die heute als unerschlossen gelten wie jene Gegend etwa, in der vor mehr als einem Jahrzehnt der britische Oberst Fawcett verschwand, waren vor einem Menschenalter den Gummisuchern so bekannt und vertraut wie ihre Hosentasche. Leider hatten die Gummisucher damals für nichts weniger Interesse als für ethnologische Studien. Indianer waren für sie Wilde, die man zunächst mit friedlichen, dann immer drastischeren Mitteln in den Urwald treiben und Gummi suchen lassen konnte. Es ist nicht bekannt, wieviele Gummisucher von den achtziger Jahren bis zum Ende der Wildkautschukwirtschaft in den Urwäldern Südamerikas zum Teufel gingen. Klein ist ihre Zahl zweifellos nicht, und daß sich schließlich nur diejenigen durchsetzten, die ihre

Zeichnung: Peter Wywiorski

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0797
gefördert durch Baden-Württemberg



Halbzeug, Oberbaumaterial,
Formeisen, Stahlspundwände,
Stabeisen, Bandeisen,
Grobbleche, Mittelbleche,
Feinbleche, Weißbänder,
Karosseriebleche, Autostähle,
Baustähle, Qualitätsstähle,
Schmiedestücke, Walzdraht,
Stacheldraht, gezogener Draht

HOESCH-STAHL
DORTMUND

WASAG

Gewehr- und Geschützpulver
Sprengstoffe und Sprengladungen
Zündladungen und Sprengkapseln
Leuchtspurmunition
Jagdpulver und Schrotpatronen
Collodiumwolle
Celluloid

Westfälisch-Anhaltische
Sprengstoff-Actien-Gesellschaft
Chemische Fabriken

Berlin W 9, Linkstraße 25 (Fuggerhaus)

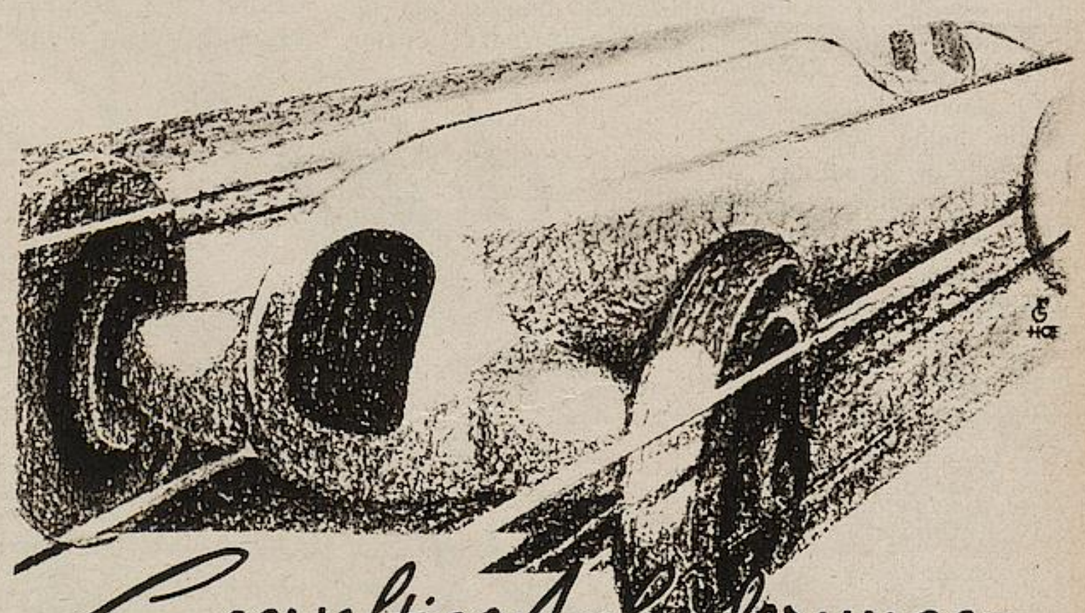
WEICHEN

in Drehstuhl-, Gelenk- und Federzungen - Ausführung für Gleisanlagen aller Art, insbesondere für Gruben- und Abraumbetriebe.

Rillenschienen - Weichen, ferner sämtliche Weicheneinzelteile.

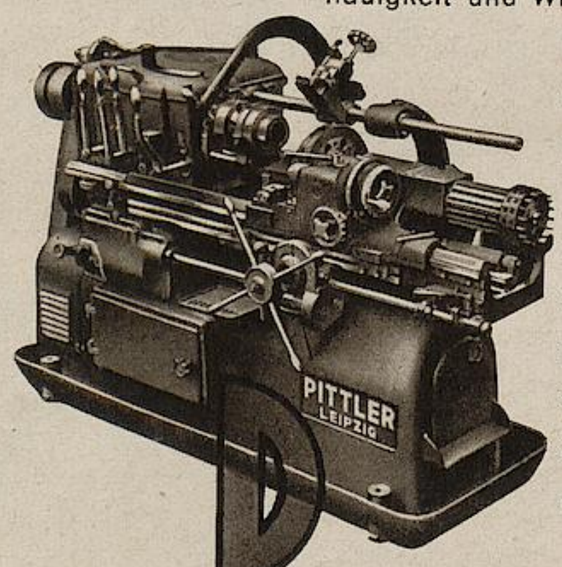
DÖHLENSTAHL

Sächsische Gußstahl-Werke Döhlen
Aktiengesellschaft **FREITAL I. SA.**
Abteilung Königin - Marienhütte Cainsdorf
22



Gewaltige Anforderungen

werden an das Auto der Neuzeit gestellt, denen die Industrie nur gerecht werden kann, wenn sie ihre Fabrikation in jeder Phase auf Höchstleistung, Genauigkeit und Wirtschaftlichkeit einstellt. Unsere Revolver-Drehbänke und Automaten, ein- wie mehrspindlig, sind wertvolle Mithelfer in dieser Arbeitskette. Wir beliefern die Automobilindustrie seit ihrem Bestehen, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß an einer Wagentype Hunderte von Einzelteilen auf unseren Arbeitsmaschinen hergestellt wurden.



PITTLER WERKZEUGMASCHINENFABRIK
AKTIENGESELLSCHAFT • LEIPZIG-WAHREN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0798

gefördert durch
Baden-Württemberg

Sammetpfötchen zu Hause ließen, wird man sich vorstellen können.

Innerhalb der Grenzen, die Natur und Umstände ihm vorschrieben, war Cecilio Plata aber ein ehrlicher Mensch, der mit den Indianerhäuptlingen von Caquetá regelrechte Lieferungsverträge abschloß. Kein Wunder, daß den weniger gemütlichen Unternehmern, wie zum Beispiel dem ehrenwerten Señor Amarco, die Indianer wegliefen, um sich auf kolumbianisches Gebiet zu retten. Eines Tages fand man Cecilio Plata und seine sämtlichen europäischen Aufseher und Angestellten ermordet auf einer Sandbank des Caquetá, und von Loreto bis Iquitos zweifelte niemand auch nur einen Augenblick, wem Cecilio Plata zum Opfer gefallen war. Es gab Krach, und es kostete Señor Amarco fast die Gummiproduktion einer Woche, um neugierige Beamte davon zu überzeugen, daß Plata und seine Leute von Indianern erschossen worden waren. Daß die Indianer des Caquetá plötzlich über hochmoderne Gewehre verfügt haben sollen, fiel weiter nicht auf.

Aber all diese Geschichten liegen nun schon ein paar Jahre zurück, und nirgends wächst so schnell Gras wie am Äquator. Niemand hat außerdem Interesse daran, Señor Amarco oder sonst jemand an gewisse Vorfälle zu erinnern, die einem Kaufmann nicht gut anstehen, der gerade mit ein paar sehr bekannten und ehrenwerten Herren der Londoner City ein Geschäft gemacht hat.

*

Inocente Arguero, Vertreter des Hauses Amarco & Co. und Propagandachef der neuen Amazonas Rubber Company, Salisbury House, London E. C., legt Sir Edward Brent, dem Vorstandsmitglied, den Prospekt der Amazonas Rubber Company vor.

„Ich denke, wir werden den Prospekt in der Sunday Times veröffentlichen. Eine Sonntagszeitung macht sich immer gut, und ich bitte Sie, nicht zu vergessen, Sir Edward, daß die Gesellschaft, die die Ehre hat, Sie zu ihren Direktoren zu zählen, ja nicht nur Gummi gewinnen will, sondern selbstverständlich auch zivilisatorische Aufgaben und Pflichten hat. Seien Sie überzeugt, Sir Edward, daß mein Chef, Señor Julio Amarco, diese Seite seiner hohen Mission am Putumayo keineswegs übersieht. Ich habe deswegen auch erwähnt — sehen Sie bitte Punkt drei —, daß auf unseren Besitzungen rund 45 000 Indianer leben, deren leibliche und seelische Pflege uns ganz besonders am Herzen liegt."

Sir Edward Brent nickt. Wessen Gewissen wird nicht beruhigt, wenn er das Geldverdienen mit einer schönen, christlichen Aufgabe verbinden kann? Leider hat Sir Edward keine Beziehungen zu Missionsgesellschaften, die Niederlassungen am Putumayo besitzen. Er ahnt nicht einmal, daß es dort britische Missionare gibt, die nicht um höhere Gummipreise, sondern um das Seelenheil der roten Gummiopfer und ihrer Hinterbliebenen beten.

„Sunday Times — gut, gut!" stimmt er zu.

„Natürlich habe ich auch erwähnt, daß die Gummiausfuhr vom Putumayo ständig wächst ..."

„Unglaublich! Wir lesen doch jeden Tag in den Zeitungen, daß am Amazonas ein furchtbarer Arbeitermangel herrscht."

„Ganz recht! Vielleicht können wir auch noch darauf hinweisen, daß unsere Indianer eine regelrechte Ausbildung genießen, und es gelernt haben, die Gummibäume anständig zu behandeln. Wir lassen die Bäume nicht mehr fällen oder mit dem Machete bearbeiten, sondern wenden Anzapfungsmethoden an, die den Baum noch längere Zeit am Leben lassen."

„Und was soll das hier?" Sir Edward deutet auf den Paragraphen 6 des Prospektes, in dem es heißt, daß das Gebiet der Amazonas Rubber Company goldhaltigen Quarz, Kohle und andere Mineralien enthält. „Davon haben Sie uns damals kein Wort erzählt?"

Señor Arguero zögert einen Augenblick. Tatsächlich hat er selber auch noch nichts von Gold, Kohle und Erz gehört und war genau so verwundert gewesen, wie Sir Edward, als er Amarcos briefliche Anweisung für den Prospekt bekam. „Wir haben erst ganz vor kurzem festgestellt, daß das Gebiet zwischen dem Putumayo und dem Igara-Parana wirklich goldhaltig ist." Sehr wohl ist ihm bei dieser Erklärung nicht.

„Und an den Besitzrechten der Gesellschaft bestehen selbstverständlich keinerlei Zweifel, nicht wahr?"

„Nicht die geringsten!"

Señor Inocente Arguero atmet auf. Offenbar hat Sir Edward das Jornal do Commercio aus Manaos nicht gelesen, das vor ein paar Monaten öffentlich bekanntgab, keine der am Putumayo tätigen Gesellschaften besäße auch nur eine Spur legaler Existenzberechtigung.

Sir Edward ist zufrieden, der Prospekt erscheint in der Sunday Times und fünfhunderttausend britische Leser stellen mit Befriedigung fest, daß mit englischem Geld nicht nur Gummi gewonnen, sondern auch ein Volk von beinahe 50 000 pazifischen Indianern zivilisiert werden soll. Eine Million Pfund werden gezeichnet, die Amazonas Company beginnt zu arbeiten.

Señor Amarco in Iquitos ist zufrieden, als er die Sunday Times und den Bericht seines Londoner Vertreters vor sich hat. Aus der reichlich anrüchigen Firma Amarco & Co. ist ein „britisches" Handelshaus geworden, das sich um gewisse politische Streitigkeiten zwischen Peru und Kolumbien, Streitigkeiten, von denen der Putumayobezirk erheblich in Mitleidenschaft gezogen werden könnte, nicht zu kümmern braucht. Und was die Dividende für die Herren in London anbelangt?

Señor Amarco schiebt den Prospekt beiseite.

Den Europäer möchte er sehen, dem es gelingen würde, einen Blick in seine Bücher zu werfen. London ist weit, und bisher hat es noch kein Europäer länger als ein paar Wochen am Putumayo ausgehalten.

Und wenn einer besonders neugierig sein sollte ...

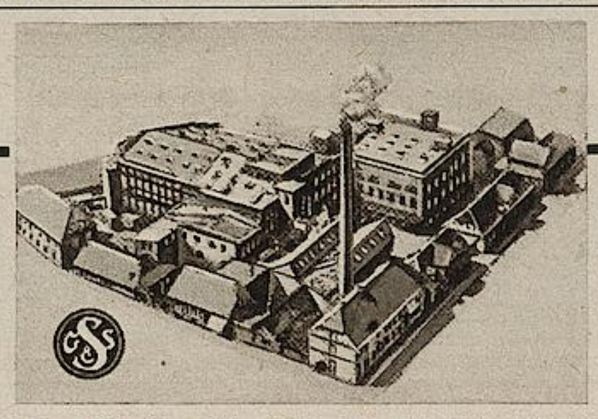
Señor Inocente Arguero, Propagandachef der Amazonas Rubber Company hat nicht gelogen, als er in seinem Prospekt die 45 000 friedlichen Indianer erwähnte. Er hat nur den Zeitpunkt ein wenig verschoben, denn am

Zur Arbeit

THIEL-TASCHEN- U. ARMBANDUHREN

ZUVERLÄSSIG
PREISWERT - FORMSCHÖN

SCHON AB 5 MARK IN DEN UHRENFACHGESCHÄFTEN



WURST- UND FLEISCHKONSERVEN
GEBRÜDER SCHULZE & SÖHNE
LUDWIGSLUST i. M.

Bruno Mädler
Berlin SO, Köpenicker Str. 64
Gegründet 1882

Komplette Einrichtungen für
Heeres-Werkstätten

Komplette Küchen-Ausstattungen
Haus- u. Küchengeräte, Küchenmöbel, Öfen, Herde, Kasino-Einrichtungen
Trompetter & Geck . Stettin . Roßmarkt

Der Staatliche Lotterie-Einnehmer,
das ist der Glücksbringer, bei dem Sie, soweit vorrätig, Lose und den amtlichen Gewinnplan erhalten und bei dem dann auch die Gewinne ausgezahlt werden. Anschriften werden Ihnen auf Wunsch gern mitgeteilt, wenn Sie an die Preußisch-Süddeutsche Staatslotterie, Berlin W 35, Viktoriastraße 29, schreiben.

Sie erkennen die Staatlichen Lotterie-Einnahmen an diesem Zeichen im schwarzen, blau umränderten Feld.

Was würden Sie mit einer Million anfangen?

Sie meinen: Es müßte nur einmal die Million da sein — dann würden Sie schon wissen, wie Sie das Geld am besten verwenden können! Nun — es gibt schon Möglichkeiten, schnell und unerwartet auch zu großen Beträgen zu kommen! In der Preußisch-Süddeutschen Staatslotterie können Sie solche Summen gewinnen. Und vor allem: Fast jedes 2. Los gewinnt — auf 800 000 Lose fallen in den 5 Klassen einer Lotterie 343 000 Gewinne.

Die neue Lotterie spielt 67.660.180.— RM aus!

Alle Gewinne sind einkommensteuerfrei, und schon für 3.— Reichsmark je Klasse erhalten Sie ein Achtellos. Die Ziehung der 1. Klasse für die neue Lotterie beginnt am 20. Oktober. Sichern Sie sich rechtzeitig ein Los!

Man muß zum Glück Vertrauen haben!

Aus dem Gewinnplan der neuen Lotterie:

2 x 1.000.000	2 x 300.000	10 x 100.000
2 x 500.000	2 x 200.000	12 x 50.000

Außerdem 2 Gewinne zu je 75.000.— RM und 342 968 weitere Gewinne im Gesamtbetrage von 61.910.180.— RM.

Der Präsident der Preußisch-Süddeutschen Staatslotterie
Mazur.

Gardinen - Möbelstoffe
Deutsche u. Orientteppiche
Kokosmatten und Läufer

QUANTMEYER & EICKE

Offizier Kasino - Einrichtungen

nur W8 KRONENSTR. 61-63
AN DER FRIEDRICHSTRASSE

RUF 116991

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0799

gefördert durch
Baden-Württemberg

FRANKE & HEIDECKE · BRAUNSCHWEIG

Die Universalkameras

mit Zeiss-Triotar-Optik im Compur in überraschend günstiger Preislage **RM 96.— 108.— 128.—**

Rolleicord

in weltbekannter Rolleiflex-Präzision

Prospekte durch den Fotohandel

Bestellungen auf die illustrierte Zeitschrift „Die Wehrmacht" nimmt jede Postanstalt entgegen

Ramie

ist die reißkräftigste Pflanzenfaser

Ramiegarn findet vielseitig Verwendung in der

TEXTIL- UND TECHNISCHEN INDUSTRIE

Schwarzwald-Nähzwirn ist hergestellt aus Ramie

SCHUTZ-MARKE RAMIE

Erste Deutsche Ramie-Gesellschaft

Aufschließung der Rohstoffe / Kämmerei / Spinnerei / Zwirnerei
Färberei / Ausrüstung / 3000 Gefolgschaftsmitglieder / 3 Werke
Größte Ramiespinnerei der Welt

Emmendingen / Baden

50 JAHRE EMMENDINGER RAMIE (1887—1937)

Putumayo lebten 45 000 Indianer, bevor die Gummisucher aus Ecuador, Brasilien, Peru und Kolumbien die Provinz Putumayo entdeckten, und vor allem, bevor Señor Julio Amarco seine erfolgreiche Tätigkeit begann. 45 000 Indios, Nachkommen eines Kulturvolks, dessen soziale Ordnung bergehoch über der Europas stand, 45 000 Indios, die die Weißen, ja sogar die weißen Gummisucher voll Verehrung begrüßten, die, als sie von den Wünschen der Fremden hörten, freiwillig in den Wald liefen, um Gummi zu suchen und ihren weißen Gastfreunden zu schenken ...

40 Tonnen wurden um jene Zeit, um das Jahr 1890, am Putumayo gewonnen und nach Nordamerika und Europa ausgeführt. Auf 340 Tonnen stieg die Jahresproduktion, als die Amazonas Rubber Company zu arbeiten begann. In dem gleichen Zeitraum sank die Bevölkerung von 45 000 auf 8000.

Die Herren in London ahnten von nichts, und die Regierung von Peru kümmerte sich nicht darum. Erst als der große Gummirausch vorüber war, entsandte sie Untersuchungskommissionen, die zu ihrer Überraschung feststellen mußten, daß die einst blühenden Indianervölker am Igara-Parana vom Erdboden vertilgt zu sein schienen. Verkohlte Reste waren die letzten Zeugen einst großer und wohlhabender Siedlungen, und man hatte Mühe, im Urwalddickicht die Plätze zu finden, die einmal Zentren eines großen Indianervolkes gewesen waren.

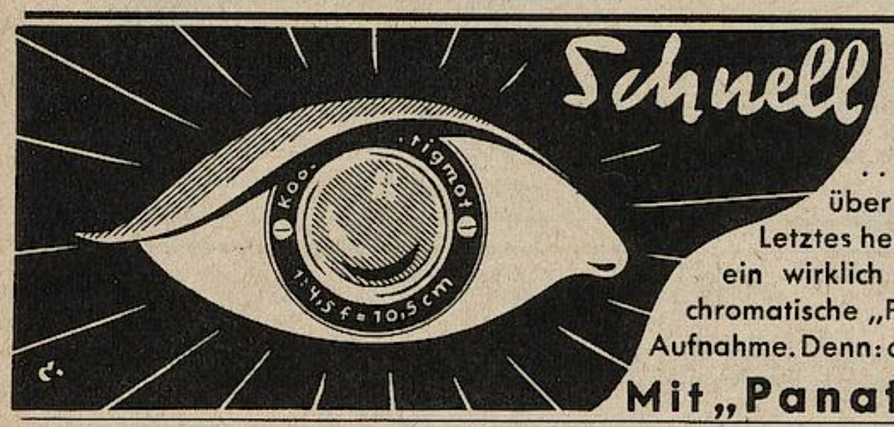
Señor Julio Amarco gehörte zu den Leuten, die schon Jahrzehnte vorher Auskunft über den Grad und die Ursache der Bevölkerungsabnahme am oberen Amazonas und am Putumayo hätten geben können.

Aber niemand bat ihn um eine Auskunft, die er ohnehin verweigert hätte. Die Bevölkerung von Iquitos, dem weißen Zentrum der Provinz Putumayo, lebte zur Zeit des Gummirausches in einem Taumel, wie ihn nur die andern großen Gummistädte Manaos und Para kannten. Prachtvolle Paläste erhoben sich in den dürftigen, von Indianerhütten flankierten Straßen. Durch tausend Kilometer Urwald wurden auf dem Rücken von Indios wertvolle Steine nach Iquitos geschleppt, aus denen die Gummiunternehmer sich ihre Villen bauten oder mit denen der Provinzgouverneur die Straßen pflastern ließ.

Einen sonderbaren Anblick bot Iquitos, die Residenz des Señor Amarco, in der Zeit des Gummirausches. Mit Manaos und Para konnte die abgelegene Stadt zwar nur schwer konkurrieren. Es waren nicht die berühmtesten europäischen Künstler, die nach Iquitos kamen, um das wilde Volk der Gummiräuber zu unterhalten. Aber sie blieben nicht etwa aus, weil man sie nicht hätte bezahlen können. Geld und Gold spielten in Iquitos keine Rolle. In Ermangelung von Papiergeld trugen die Gummiräuber ihr Gold in Rucksäcken und Schiebkarren bei sich, und in dem kleinen äquatorialen Provinznest, das kaum mehr als zehntausend Einwohner hatte, wurden allnächtlich Orgien gefeiert, wie Südamerika sie seit der Zeit der Conquistadoren nicht mehr gekannt hatte.

An wessen Taschen der Goldstrom vorbeiging, der tat allerdings gut, möglichst umgehend das Weite zu suchen. Die Preise für Lebensmittel stiegen im Putumayogebiet auf eine geradezu ungeheuerliche Weise. Mehl, für das man in Rio oder sonst einer großen Hafenstadt vielleicht 18 Reis zu bezahlen hatte, kostete 1000 Reis. Kaffee, für den man in Rio 20 Reis zahlte, konnte man in den Gummizentren am Putumayo nicht unter 2000 Reis bekommen. Trockenfleisch kostete 3000 Reis, zehnmal soviel wie in den Städten, die nicht den zweifelhaften Ruhm hatten, zu den Gummistädten zu gehören. Früher einmal, bevor die Gummisucher den Putumayo entdeckten, war es allerdings anders gewesen. Die Indios ernteten auf ihren Feldern genügend Reis, Zucker oder Korn, um ihre Erzeugnisse sogar an die Hafenstädte abgeben zu können. Jetzt hatten sich die Verhältnisse umgekehrt: unter unendlichen Mühen mußten aus den Hafenstädten Lebensmittel ins Innere des Landes gebracht werden, und warum sollten sich die Händler genieren, ungeheuerliche Preise zu fordern, wo doch das Geld buchstäblich auf der Straße lag?

Kein Indianer konnte selbstverständlich diese Preise bezahlen. Selbst wieder Felder anzulegen, wie es die Väter und Großväter getan hatten, war unmöglich; jede Hand wurde im Amazonastal zum Gummisammeln gebraucht. Dieser oder jener versuchte wohl hier und da in versteckten Urwaldlichtungen, Mais zu bauen, aber die Agenten Señor Amarcos kamen bald dahinter und brannten die Felder ab, damit der Indio ja seine Arbeitskraft nicht zersplitterte.



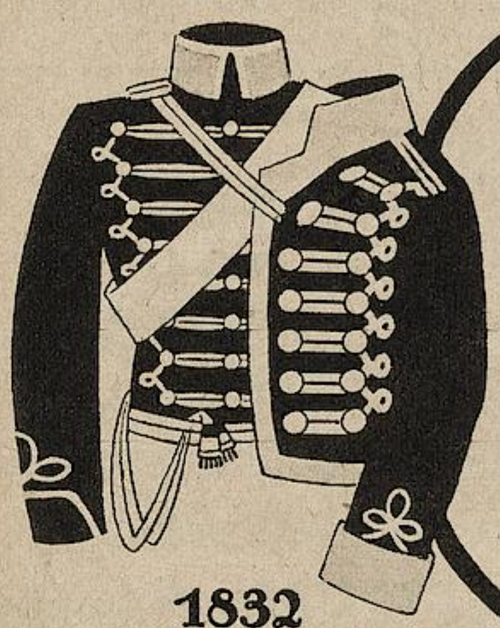
Schnell wie Ihr Auge ...

... saust der Ball von Fuß zu Fuß ... braust der Rennwagen über die Avus. Optik und Verschluß Ihrer Kamera müssen ihr Letztes hergeben, um solch einen Moment festzuhalten. Ist außerdem ein wirklich zuverlässiger und hochempfindlicher Film wie der panchromatische „Panatomic" mit im Bunde, dann sitzt selbst die schwierigste Aufnahme. Denn: ob Gut- oder Schlechtwetter, ob mit dem Licht oder „gegen"—

Mit „Panatomic"-Film riskieren Sie nichts

Waschechte Namenszettel

f. Wehrmacht u. Arbeitsdienst auf Leinen gedruckt lief. pro Dtz. f. 10 Pf. **Buchdruckerei Christ. Müller, Coburg,** Gerbergasse 2



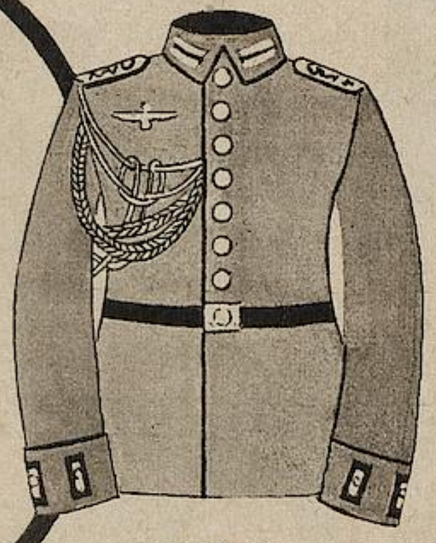
1832

Seit über 100 Jahren reinigt Spindler

Waffenröcke, Mäntel und Beinkleider werden bei Spindler so schonend und sorgsam gereinigt, daß der Stoff nicht angegriffen wird. Spindler hat eben die Erfahrung von vielen Jahrzehnten für sich. Zu Spindler können Sie also Vertrauen haben. Filialen und Annahmestellen der W. Spindler A.-G. in allen großen Plätzen des Reiches.

W. Spindler A.-G., Berlin-Spindlersfeld

schnell, schonend



1937

Herren- u. Damen-Stoffe

Wäschestoffe, Teppiche Steppdecken Bettumrandungen

In anerkannter Güte u. Preiswürdigkeit kaufen Sie bequem bei meinem Spezialhaus

Gegr. 1843 • Schreiben Sie unverbindlich um Muster an

W. Michovius, Cottbus 111

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0800

gefördert durch
Baden-Württemberg

Kam einmal so ein armer Teufel von Indio nach Iquitos, so hatte er hier Gelegenheit, zu bewundern, was die Europäer aus seinem Schweiße und seinem Blut gemacht hatten: die kostbarsten Automobile, die jene Zeit kannte, warteten vor den Häusern des Gouverneurs und der großen Gummiherren.

*

Rubber! Rubber!

Was man nun aus „Rubber" eigentlich macht, ist vollständig gleichgültig geworden. Aber daß „Rubber" teurer wird, fast von Tag zu Tag teurer, das ist das Wesentliche. 1,30 Mark bezahlt man 1890 für das Kilo Gummi. 1,60 Mark sind es zehn Jahre später, über 2 Mark kostet der Kautschuk 1906, und 12,65 Mark muß man 1909 anlegen.

Aber das ist noch gar nichts gegen die Aktienkurse und Dividenden. Die Voraussicht — um das Wort Spekulation zu vermeiden —, die Sir Edward Brent, Baron de Meiro und unzählige andere an den Tag gelegt hatten, als sie ihr eigenes und fremder Leute Geld in der Kautschukwirtschaft anlegten, erweist sich als richtig. Die Kurse der Amazonas-Aktien steigen, und aus dem einen Pfund, das ein Anteil gekostet hat, werden zehn Pfund, werden fünfzig, werden hundert Pfund, und es dauert nicht ein Jahr, bis die erste Dividende bereits weit größer ist als das Kapital, das man investiert hat.

*

Gummi ist Gold. — Gummi ist Blut.

Einem gewissen Señor Amarco in Firma Amarco & Co. oder vielmehr Amazonas Rubber Company, Sitz Iquitos, wird der Boden ein wenig heiß unter den Füßen. Es gibt da irgendwo in London eine Antisklaverei-Gesellschaft, die plötzlich von sich reden macht.

Es war etwas kümmerlich, womit die weitesten Kreisen unbekannte Antisklaverei-Gesellschaft sich bislang befaßte: Sklaverei in Abessinien, in Liberia, Mädchenhandel in Rio, und meist waren sich die ehrenwerten Mitglieder der Gesellschaft selbst nicht ganz klar darüber, ob sie nicht vielleicht Schemen nachjagten.

Aber jetzt hatte die amtlich eingetragene und von den Behörden wohlwollend bedachte Antisklaverei-Gesellschaft ein neues Schlagwort, das in dem tollen Wirrwarr des Gummirausches doch selbst sehr einflußreiche Leute aufhorchen ließ:

Blutgummi!

*

„Die peruanische Regierung bedauert es, Señor Amarco, daß die Ehre der Bundesrepublik durch die Veröffentlichungen in Frage gestellt werden könnte, die neuerdings, sogar in der ausländischen Presse über die Verhältnisse in der Provinz Loreto erscheinen. Man weiß Ihre geschäftlichen Verdienste zu schätzen, Señor Amarco, und man übersieht keineswegs, was es gerade für unsere entlegenen Provinzen bedeutet, wenn der Kautschukumschlag in Iquitos im letzten Jahr die hundertste Million überschritten hat. Aber wenn auch nur der hundertste Teil von den Geschichten wahr ist, die man in den Zeitungen schreibt, zu schweigen von denen, die man sich erzählt, dann kann uns Ihr Kautschuk unter Umständen teuer zu stehen kommen ..."

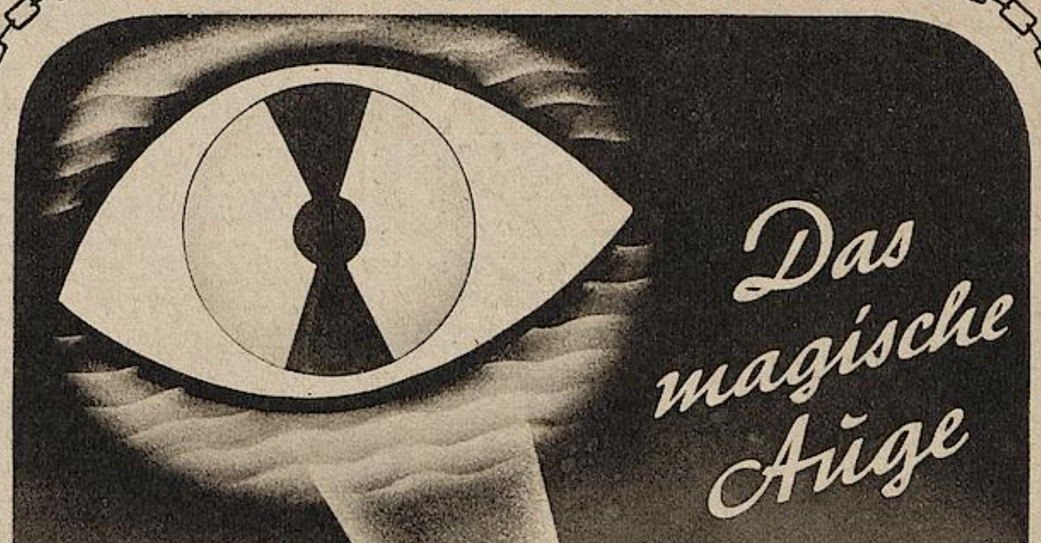
Amarco steht vor einem hohen Beamten des peruanischen Justizministeriums. Der prunkvolle Raum ist kühl und trotz seiner Marmorsäulen ernüchternd. Es ist eine andere Atmosphäre als in dem fernen Iquitos, und über der unbequemen Unterredung schwebt das schlimme Schlagwort vom Blutgummi.

„Wir können es nicht verantworten", fährt die ein wenig kalte Stimme des Beamten fort, „daß unsere politischen und wirtschaftlichen Beziehungen mit Großbritannien und anderen Ländern gestört werden. Wir können es uns nicht leisten, daß gewisse Zustände in den Gummibezirken zum Gegenstand parlamentarischer Debatten in London oder sonstwo gemacht werden. Sie wissen selbst, wieviel britisches Kapital in unserer Wirtschaft steckt. Ihre eigene Gesellschaft arbeitet, soviel ich weiß, mit englischem Geld ..."

Amarco verneigte sich zustimmend und ein wenig ironisch. Schließlich weiß keiner so gut wie er, was für ein Geschäft die Gummiausfuhr auch für die peruanische Regierung bedeutet. Zwanzig Millionen Mark im Jahr an Zolleinnahmen allein aus dem Umschlag in Iquitos — keine Kleinigkeit schließlich.

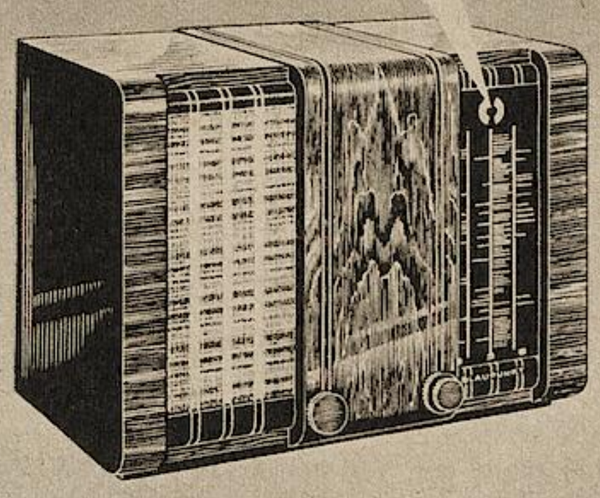
(Fortsetzung folgt.)

BLAUPUNKT EINE KETTE NEUER VORZUGE



Das magische Auge

Besser als das Ohr zu hören vermag, zeigt das „magische Auge" die schärfste Sendereinstellung an. Im Aussehen gleicht es fast dem menschlichen Auge, eine magische Leuchtmasse bildet schmale oder breite Sektoren. Ein zauberhaftes Spiel im Dienste der Technik und des Radiohörens. Auf der Skala finden Sie die Stationen aller Wellenbereiche, so daß Sie die Sender der ganzen Welt hören können.

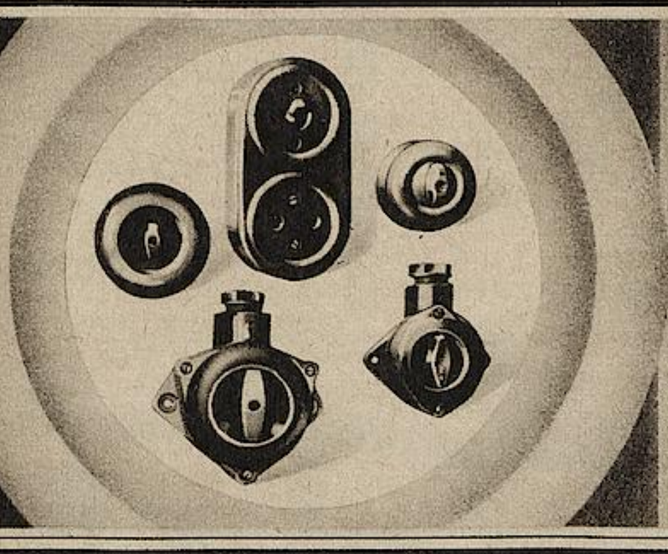


BLAUPUNKT

SUPER 4 W 77 mit Röhren RM 287.—

verwöhnt Dein Ohr-verschönt Dein Leben

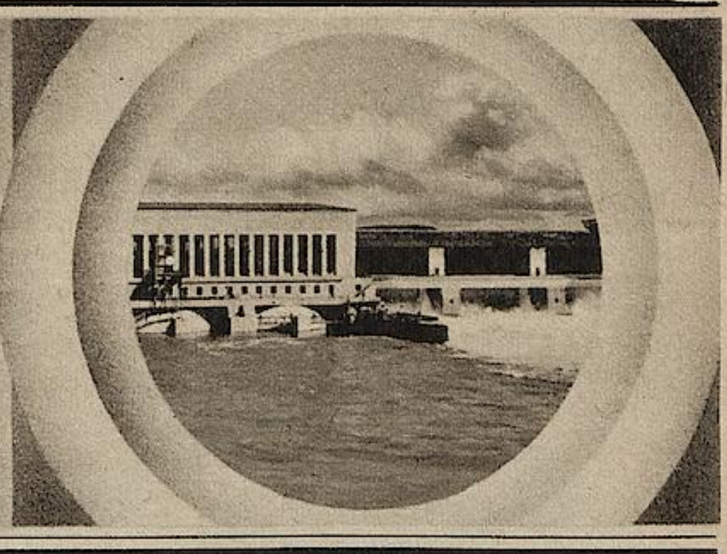
BLAUPUNKT EINE KETTE NEUER VORZUGE



BBC

gehört zu den ältesten und größten elektrotechnischen Unternehmen des Kontinents. In ihren Fabriken werden vom einfachen Schalter bis zum vollständigen Kraftwerk, Maschinen, Anlagen, Geräte und das nötige Zubehör zum Erzeugen, Umformen, Fortleiten und Anwenden der Elektrizität gebaut.

Brown, Boveri & Cie A.G. Mannheim



Steinau 18 48 NEHEIM

„STEINAU" STAHLTÜREN- UND FENSTERBAU

Stahl-Tore und Türen aller Art
Stahltürzargen, warmgewalzt oder kalt profiliert
Feuerschutztüren

NEHEIM-RUHR
Verlangen Sie Sonderprospekte

Original „Steinau" Gasschutzraum-Türen und -Fensterblenden
staatlich geprüft

Fernruf 2196 · Postfach 45 · Zweigbüro: Berlin-Mariendorf, Ruf Südring 4240 · Vertretungen an allen größeren Plätzen

Über 90 Jahre! Älteste deutsche Cigarettenfabrik Gegr. 1845

G. E. Hirsch GMBH Cigarettenfabrik

BERLIN W 8 UNTER DEN LINDEN 41

Für Offiziersheime besondere Bedingungen!

VERKAUF NUR DIREKT AN VERBRAUCHER / VERSAND NACH ALLEN ORTEN / ILLUSTRIERTE PREISLISTE AUF WUNSCH KOSTENLOS UND PORTOFREI!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0801

gefördert durch
Baden-Württemberg

Heifer?

Warum das Kratzen so schnell nachläßt...

Das Kratzen entsteht bekanntlich dadurch, daß die unzähligen winzigen Drüsen in Rachen und Kehle ihre Tätigkeit einstellen, wodurch der Rachenraum austrocknet. Die Sodener Mineralpastillen haben die Eigenschaft, diese Drüsen zu neuer Tätigkeit anzuregen. Damit wird die Trockenheit beseitigt, und auch die Entzündung geht zurück. Die echten Sodener enthalten die Natursalze der bekannten Heilquellen in Bad Soden am Taunus (dem bekannten Heilbad für Katarrhe, Asthma und Herzleiden). Man läßt sie langsam im Munde zergehen. Die natürlichen Heilsalze der Pastille umspülen so durch die Schluckreflexe etwa 15 Minuten lang die entzündeten Schleimhäute. Die hervorragende Wirkung (auch bei Kindern) ist bekannt. In allen Apotheken und Drogerien zu haben. Preis: Mit Menthol 55 Pfg. und RM. 1,—, ohne Menthol 50 und 90 Pfg.

Brunnenverwaltung Bad Soden am Taunus.

Echte Sodener Mineral-Pastillen

Werke-6 Steine-mit Garantieschein

Für nur **Mk. 14.—** erhalten Sie diese **Damenuhr** Goldauflage oder **Herrenuhr** verchromt in Geschenketui, portofrei geliefert. Mk. 5.- Nachnahme, Rest 3 Monatsraten

— Rückgaberecht —

Walter H. Weigele, Pforzheim 12
UHRENVERSAND / POSTFACH 342

TH. GRUBER
25
Fabrik für Gummilösungen
Langhansstraße 58 / E 6, 0566
Spezial-Kautschuklösungen
1909 f. sämtliche Industriezweige

Lustiges von der Marine

ZUUUSTÄNDE!!!

Käpt'n Isegrim plündert die Garnkiste

Acht Marinegeschichten, die es in sich haben, werden hier von einem Sachverständigen erzählt und durch muntere Zeichnungen von Hannes Weingärtner, ebenfalls einem Manne vom Fach, belebt. Der Preis des vorzüglich ausgestatteten Ganzleinenbandes beträgt RM. 3,80

*

BESTELLSCHEIN

Hiermit bestelle ich vom Verlag „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37 — durch die Buchhandlung ——— Expl. **„ZUUUSTÄNDE"**

Den Betrag von RM. ——— habe ich auf Ihr Postscheckkonto Berlin 382 überwiesen — bitte ich durch Nachnahme zu erheben

Name

Adresse

Vertrauen gegen Vertrauen!

Sie bestellen bei mir eine gutgehende elegante Flache

Armbanduhr für Herren oder

für **Damen.**

Ich liefere Ihnen dieselbe zu 15.- auf Teilzahlung in **5 Raten**

Mit gutem Werk auf Steinen laufend, Gehäuse Walzgold-Doublé oder Chrom oder echt Silber. Jede Uhr mit **Garantieschein** und vom **Uhrmacher** genau geprüft und reguliert. Nichtgefallen Rücknahme, also kein Risiko für Sie. Lieferung sofort! 1936 verkaufte ich über 20000 Stück.

Uhrenversand Hansa 69
Margarethe Teichmann
Lübeck
Körnerstraße 20-22

Mod. Siegelringe

aus echt 14 Karat Gold-Charn. 5J. schriftl. Gar. m. Ihrem Monogr. handgrav.

Nr. 796
Reklamepreis RM. 1.50

Nr. 440
Reklamepreis RM. 2,50
Ringgröß.-Papierstreifen. Bei Vorkasse (a. i. Mark.) portofrei, Nachn. 32 Pfg. mehr. Katalog ü. Uhren und Schmuck umsonst.
J. BÖNNING,
Schneidemühl Abt. S 87

Garantie-Fahrräder

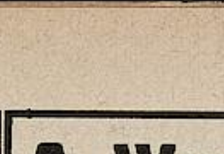
mit Freilauf ohne Rücktr. 27,— RM., m. Freil. u. Rücktr. 31,50 RM. Ein starkes Rad mit Freilauf u. Rücktritt Halbballon, Chrom-Dynamo-Beleucht., Glocke, Pumpe, Schloß, Gepäckträg. 39,50 RM. direkt an Private. Ständig Nachbestellung. Jedes Rad 8 Tage z. Ansicht. Prachtkatalog gratis.

Triepad-Fahrradbau
Paderborn 108

A. Wunderlich Nachfolger
Gegründet 1862
BERLIN-NEUKÖLLN, FINOWSTRASSE 27
Fernruf: F 2 Neukölln 5483
HEERESAUSRÜSTUNGEN in Leder und Segeltuch

„OSTA"
Qualitäts-Kaffee
1000 g zur Probe franko
1/4 kg Kons.-M. 1.00
1/4 kg Haush.-M. 1.08
1/4 kg Hotel-M. 1.12
1/4 kg I. Sorte 1.34
RM. 4.54
Tägl. frisch. Röstung
Otto Stadtlander
Bremen 36 W
Wall 158/160

Stabile
Fahrräder



Marke „Vaterland" m. Frl. u. R. v. 28.— m. Dyn.-Bel. 33.— gelötet m. M. 31.— m. Zweigang 55.— **Motorfahrräder** billig. Tägl. Dankschr. **Katalog m. 60 Modellen kostenlos.**
Fr. Herfeld Söhne
Neuenrade Nr. 218

Trauringe
1/3 Anz. / Wochenrate 1,—
Goldschmied Nehls
Hamburg 36/60

Schrauben Muttern
speziell Mundblechschrauben und Rundmuttern, schnell und billig, bei
Karl Dresler & Co.
Wermelskirchen-W.
(Rhld.)
Telefon-Nr. 2502

Ich kaufe als Privatperson Handharmonikas

Über 1 Million Käufer

41 Tasten 120 Bässe RM. 130.-
34 " 80 " " 96.-
25 " 24 " " 58,25
22 " 8 " " 32,50

Einfache Modelle:
21 Tasten 8 Bässe RM. 16,20
10 " 2 " " 4,40

billig von der Fabrik **Meinel & Herold Klingenthal No. 280**
Teilzahlung. 30000 Dankschr. Katalog an Jedermann umsonst.

Trauringe
1/3 Anz. / Wochenrate 1,—
Goldschmied Nehls
Hamburg 36/60

Schrauben Muttern
speziell Mundblechschrauben und Rundmuttern, schnell und billig, bei
Karl Dresler & Co.
Wermelskirchen-W.
(Rhld.)
Telefon-Nr. 2502

V L G

Sanitäts-Ausrüstungen

für
Heer,
Marine,
Luftwaffe
und sämtl. Formationen

Vereinigte Laborbedarfs- u. Glaslieferungs-G. m. b. H.
Berlin SO 36, Lausitzer Str. 10

Möbel
Beamte u. Festangestellte zahlen den gesamten Kaufpreis in
24 gleichen Monatsraten
Möbel-Groten
G. m. b. H.
Berlin C 2, Königstr. 46/47
gegenüber dem Rathaus
Ehestandsdarlehn

7 allerbeste Sorten echt bayrischer Qualitäts-**Wurst** zum Fabrikpreise RM. ab hier, frei Verpackung, **4.90**
2-Kilogr.-Paket, 1770 g netto, Salami, Teewurst usw. Jede Wurst eine Delikatesse. Garantie Zurücknahme, keine Dosen, unangeschnitten.
H. Geisser, Hof/Saale, P. 19
(Vertreter gesucht)

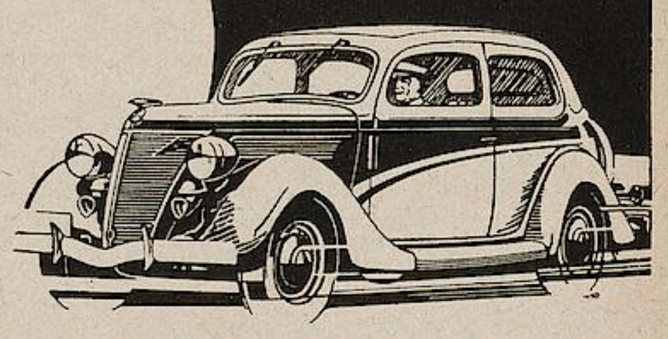
Preußner's
ZIELHILFEN
als Diopterbrille Mk. 1,50, für Brillenträger Mk. 2,00, sie machen Visierung und Ziel deutlich und sind praktisch. In Fachgeschäften. Prospekte durch
Waffen - Preußner,
Haynau i. Schlesien

Inserieren bringt Gewinn!

Raucher werden in 2 Tagen Nichtraucher durch TABAKEX
28 Seiten. Heft kostenlos
LABORA · Berlin SW 29 E 2

Sämtliche militär-Kraftfahr-Formulare
HUGO HÖNICKE
Berlin W 9
Potsdamer Platz 1
(Columbushaus)

FORD V-8
welterprobt
ein großer Reisewagen-stark und wirtschaftlich.



Verlangen Sie eine unverbindliche Probefahrt
Ford Motor Company A.-G., Köln/Rh.

Gelernte **METALLARBEITER** stellt laufend ein
WOLFF & CO., Kdt. a. A., WALSRODE

Gesucht!

Sehr erfahrener Registrator für Organisation und Leitung größerer Registratur. Es wird Wert gelegt auf Praxis in der Führung einer umfangreichen Behörden-, Geheim- und Patentregistratur. Angebote mit Zeugnissen, Lichtbild, Lebenslauf und Gehaltsanspruch erbeten. Anlagen werden umgehend zurückgesandt.
Chiffre R. 3847 an Ala Anzeigen A. G., Berlin W 35

Wir suchen einen zuverlässigen, selbständigen
Laboranten
zur Untersuchung und Beurteilung von **Ölen, Fetten** und **Kühlmitteln.** Einige Kenntnisse in der Metallanalyse erwünscht.
Bewerbungen mit Angabe der Gehaltsansprüche, des Eintrittstermins, Beifügung eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes, Lichtbild und Zeugnisabschriften bitte einzureichen unter **376** an die Anzeigenabteilung dieser Zeitschrift.

Wir suchen
Tischler, Polierer
und
ungelernte Arbeitskräfte
Ausscheidende Wehrmachtsangehörige wollen sich sofort melden bei
Ilse & Co. Möbelfabriken
Uslar (Hann.)

Nach der Entlassung aus dem Wehrdienst werden eingestellt
Automateneinrichter, Werkzeugmacher, Lehrenbauer
Bewerbungen mit kurzem Werdegang erbittet
Johannes Schäfer,
Stettiner Schraubenwerk, Stettin

Dreher, Fräser, Hobler und Horizontalbohrer
werden eingestellt.
Günstige Verdienstmöglichkeiten, Wohn- und Lebensverhältnisse.
Bewerbungen erbeten an
Eisenwerk Weserhütte A. G.
Bad Oeynhausen i. Westf.

Die Einkaufsstätten für alle Bedarfsartikel in vielen Städten des Reiches:

KARSTADT
ALTHOFF

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0802
gefördert durch Baden-Württemberg

5 Diener, die sehr wenig kosten, tagaus, tagein auf ihrem Posten:

Persil · Henko Sil · iMi · ATA

T 176 c

C·POSE

LEDER-Erzeugnisse für WEHR-AUSRÜSTUNGEN

Reichsheer · Polizei · Feuerwehr Kolonialtruppen · Wehr- und Jugendverbände

Stammhaus seit 90 Jahren

BERLIN O 34 BOXHAGENER STRASSE 16

Die weltberühmte **HOHNER** gegen zehn Monatsraten. Gratis großer farbiger Katalog mit üb. 100 Abb. - Alle Instrumente in Originalfarben **LINDBERG** Größtes Hohner-Versandhaus Deutschl. **MÜNCHEN** Kaufingerstraße 10

WANDERER MOTOR-FAHRRAD

Stabil, zuverlässig, betriebssicher, betriebsbillig (1 Pfg. je km) Viele Modelle von RM 225.- an. Verlangen Sie Druckschrift G 93

WANDERER-WERKE SIEGMAR-SCHÖNAU

FOTO

1) Groß-Katalog mit 300 ‚sprechenden' Bildern, den Marken-Kameras,
2) Gelegenheiten-Liste (Fundgrube)
3) Bunte - Fotohefte **kostenlos**

Ihr Vorteil: 5 Tage zur Ansicht, Teilzahlung, Garantie, Fernberatg. durch Deutschl. größt. Foto - Ladengeschäft

FOTO-SCHAJA MÜNCHEN-E 37 Der Welt größte Leica-Verkaufsstelle

Mit sicherem Schritt in die Zukunft

im Schutze einer guten Versicherung!

Volksfürsorge

Die Versicherung für alle Schaffenden Hamburg · An der Alster

Schießpreise und Ehrengaben

Bilder und Büsten von Führern **M. Fleck & Sohn,** Hamburg 1 Formationen Katalog anfordern

Nicht-Raucher

In 1 bis 3 Tagen durch Ultrafuma - Gold Geringe Kosten. Prospekt frei. **E. Conert, Hamburg 21 / 54**

ab RM. **29.-** mit Garantie und Freilaufrücktr. Nabe Katalog frei!

Heinrich Froböse, Bielefeld 42

Prismen - Feldstecher

f. Militär, Luftschutz, Wehrsport, Reise, Jagd, ab Fabrik v. 45.- an. Katalog frei Ratenzahlung.

DR. WÖHLER Optische Fabrik, Kassel 18

Prismen-Feldstecher f. Heer, Marine, Luftfahrt

Bis 5 Markengläser 1 Woche zur Probe!

Teilzahlung — Tausch

Kostenlos erhalten Sie Beratung, Katalog. Druckschrift „Mehr sehen, mehr erleben" Gelegenh.-Liste von

OPTIK - GELLER GIESSEN 20

Deine Wahl - nur Sonnal-NICPLATA 10 · 15 · 20 Stück

Flächen vernickelt, daher vor Rost geschützt! ...unser Schlager

SONNAL-GOLD MANDABLUG 5 Stück 0,10 mm

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Do you speak English?

Haben Sie einige Vorkenntnisse in der englischen oder französischen Sprache? Dann verlangen Sie **umsonst** und **unverbindlich** „Paustians Lustige Sprachzeitschrift" einen Monat zur Probe. Tausende sind begeistert, weil man durch sie auf frisch-fröhliche Weise überraschend leicht die engl. und französ. Sprache beherrschen lernt. Alle 10 Tage ein Heft, enthaltend beide Weltsprachen, für nur 30 Pfg. — Schreiben Sie noch heute.

Verlag Paustian, Hamburg 1, Chilehaus 137

Marken-Füll-Halter kleine Raten Katalog kostenlos Schwarz & Wähner Füllhaltergesellschaft Hamburg 11, Stomanh. W

Fürstenwalder Zeitung

General-Anzeiger für Fürstenwalde, die Kreise Lebus und Beeskow-Storkow

Verlangen Sie nur „VIRGO" Rein-Aluminium für jeden Sport

die bewährte Qualitätsmarke Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften

Ed. Sommerfeld Aluminiumwarenfabrik BERLIN SO 36 Gegr. 1875 Zugelassen von der Reichszeugmeisterei München

Porzellan

Kristall Bestecke aus deutscher Wertarbeit 12 Monatsraten Katalog kostenlos Badische Besteckges. Marquis & Co. K. G. Mannheim 15

FR. SCHEINER Würzburg, Haugerkirchplatz 9 Telefon 3174 liefert sämtliche Formblätter u. Scheiben für die Wehrmacht

Spezialfabrik

Gegründet 1821

Offizier- und Tropen-Koffer
Gewehr- u. Apparate-Koffer
Jede gewünschte Spezialanfertigung

Wehrausrüstungen

Berliner Koffer- u. Lederwarenfabrik **Max Densow** Berlin SO 36, Elisabethufer 53

Achenbach

Schuppen Garagen Flugzeughallen Fahrradständer **Gebr. Achenbach** G. m. b. H., Weidenau/Sieg Postfach 134

Berufs-ekzeme

Hautausschlag, Flechten, Rasierpocken, langjährige Leiden heilte Dr. Paetzolds **„Sulasin"** Dose 2.— in Apotheken Nachnahme 2.50 RM. Prospekte **Sulasinvertrieb Kommandit Gesellschaft, Darmstadt 68**

Wäschezeichen auf Stoff gedruckt garant. waschecht 50 St.-.45 100 St.-.75 u. 10 Papiernamen

Arbeitsschürzen mit Tasche Stck. -.94

Hemden für Uniform & Zivil

Aß Wäschefabrik A. Soldner Rothenburg o. T. w. Vertreter gesucht

la Bremer Kaffee

3 Sorten zur Probe

½ kg Hotelmisch.	M. 2,58
¼ kg Stolz	M. 1,13
¼ kg Haushaltsm.	M. 1,04
1 kg nur	M. 4,75

franko Nachnahme RALFA BREMER KAFFEE VERSAND BREMEN, Postfach 721 Wiederverkäufer Sonderl.

Wundlaufen Fußbrennen Schweißfuß Präservativ Krem **Gerlach's Gehwol hilft!** Dose -.45, -.63, -.90 Pfg. in allen Apotheken und Drogerien

Hühneraugen

Ablösen Ausheben

Der Erfolg der Tiefenwirkung!

Das Hühnerauge ist ein Fremdkörper in der Haut, der nur dann wirklich beseitigt ist, wenn er mit Wurzel herausgeholt wird. Deswegen verdanken die W-Tropfen ihre Erfolge der Tiefenwirkung. Sie besteht darin, daß die W-Tropfen das Hühnerauge bis in die Tiefen der Wurzel hin erweichen und von den umliegenden gesunden Hautschichten ablösen. Als Ergebnis kann man dann nach einigen Tagen das Hühnerauge herausheben wie einen Pfropfen. W-Tropfen werden flüssig aufgetragen und verwandeln sich auf dem Hühnerauge in ein festes Pflaster, das sich auch durch den Strumpf nicht abscheuert. — **Die Originalflasche W-Tropfen mit Auftrage-Pipette ist in allen Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften zu haben.**

W-Tropfen

efha

FLEISCHWAREN

bewährt und bevorzugt als Mannschaftsverpflegung

EFHA-WERKE, BERLIN-BRITZ

Original **MAUSER**

JAGD-SPORT-UND VERTEIDIGUNGS-WAFFEN

geneigter Hilfruf

MAUSER-WERKE A-G OBERNDORF A. NECKAR

An die Mauser-Werke A. G., Oberndorf a. N.

Ich möchte mich über Ihre Original-Mauser Jagd-, Sport- u. Verteidigungswaffen näher unterrichten und bitte um unverbindliche Zusendung Ihrer Drucksache K 490 und Bezugsquellennachweis.

Name: .....

Ort: ..... Kreis: .....

Straße: .....

(Bitte recht deutliche Schrift)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0803

gefördert durch Baden-Württemberg

3 x kurz gelacht – (ha-ha-ha!)

HA-HA-HA

Eine von Papa Wrangel bei Rekrutenbesichtigungen besonders beliebte Prüfung war das Zeitschätzen. So pflanzte er sich einst bei einer Besichtigung auf dem Marktplatz einer kleinen Garnisonstadt vor einem frischgebackenen Rekruten auf, zog seine Uhr und forderte den Soldaten auf, „Halt" zu rufen, wenn nach seiner Schätzung 5 Minuten vergangen seien.
Der Soldat stiert unentwegt über die Schulter Papa Wrangels hinweg ins Blaue. Fast auf die Sekunde genau schreit er „Halt".
Papa Wrangel ist sprachlos.
„Donnerwetter", entfährt es ihm endlich, „das hat Er gut gemacht. Woher wußte Er das so genau?"
„Von der Kirchturmuhr hinter Ihnen, Herr General", war die Antwort des hellen Rekruten.
Seitdem übte Papa Wrangel das Zeitschätzen nur noch im offenen Felde.

*

Aus der höheren Töchterschule.
Lehrerin: „Wir wollen nun von den geflügelten Geschöpfen sprechen. Lieschen, nenne mir ein solches . . .
Nun . . es kommt täglich an Euer Fenster . . . Deine ältere Schwester liebt es. Das ist . ."
Lieschen (freudig): „Das ist der Herr Flügeladjutant!"

*

„Nun bist Du ja auch Soldat geworden, Fritz. Bei welcher Truppe dienst Du denn?"
„Bei der Nachrichten-Abteilung, Tante."
„Ach, das ist ja interessant, was gibt's denn Neues?"

Zeichnung Fäcke

„Ich schwöre Dir, Heini, ich gehe nie, nie mehr mit der Kleinen aus!"

Der Jagdgast saß auf dem Ansitz.
Er saß drei Stunden am Baum.
Nichts rührte sich.
Endlich, nach vier Stunden kam ein Hirsch.
Der Phlegmatiker griff ärgerlich zur Büchse und stöhnte:
„Nicht eine Minute hat man Ruhe!"

*

Es war im Weltkrieg vor Lemberg. Ein Soldat bat um Urlaub. „Urlaub?", fragte erstaunt der Vizefeldwebel „ich denke, Sie waren Gymnasiast? Haben Sie Ihren Homer nicht gelesen? Im ganzen Trojanischen Krieg ist nirgends von Urlaub die Rede und dabei hat der Krieg volle zehn Jahre gedauert!"

*

Im Krankenrevier. Der Oberarzt bei der Untersuchung.
Er befühlt Schütze Mooshuber und meint väterlich:
„Na, wo fehlt's denn?"
Mooshuber stöhnt und stottert:
„Ich habe solche Stiche beim Atmen."
„Wo traten denn die Schmerzen zuerst auf?"
Mooshuber überlegt – und stößt dann hervor:
„Am Pferdestall, Herr Oberarzt, da wo das Gerüst steht."

*

Bei der Infanterie
Zuckmeier, was tut man als erstes, wenn man ein Gewehr reinigt?
Zuckmeier: Man sieht nach der Nummer.
Warum?
Zuckmeier: Damit man nicht womöglich ein fremdes Gewehr reinigt.

HA-HA-HA

HA-HA-HA HA-HA-HA HA-HA-HA HA-HA-HA

FOTO ÜBERRASCHUNGEN im neuen, kostenlosen FOTOWÄHLER. Apparate all. Marken mit kleiner Anzahlung 10 Monatsraten 5 Tage Bedenkzeit Tausch alter Apparate „BEZEE" das große Fotohaus LEIPZIG 161

Für Kameradschaftsabende und Kompaniefeste: Gute Vortrags- und Unterhaltungsbücher. Musikalische Aufführungen. Soldatenspiele. Neues Wehrschrifttum. **G. Danner, Mühlhausen i. Thür.** Katal. W 2 kostenfrei! Auswahlsendungen!

Pension Fischer, Berlin W 15 Inhaber Hauptmann d. L. a. D. Krappe **Kaiserallee 208,** Ecke Nachodstraße. Zentrum d. West., 2 Auto-Min. v. Bahnhof Zoo. Fremdenh. I. Rang. (s. 1902). Komf. Zimm. m. fl. W. u. Zentralh. Pr. Bett M. 2.50-4.50. Tel. 241445

Kottler „Zum Schwabenwirt" Berlin W 30 · Motzstraße 31. Gepflegte deutsche Gaststätte

1 Kanne Kaffee 2 Stück Kuchen 10 Attraktionen. **4 UHR TANZTEE** alles zusammen Nur 1.– Mk. bei freiem Eintritt. 4 Kapellen – 2350 Plätze. Programmwechsel 1. u. 16. jed. Monats. Abends das große Programm! **atlantis** BEHRENSTRASSE 53-54

Katalog Nr. R 20, 320 Seiten gratis! Fernberatung – Teilzahlung – Gelegenheitsliste. Ansichtssendung unverbindlich durch: Der Welt größtes Photohaus. Der **Photo-Porst** Nürnberg-O. N. S. 20

Das war sein Glück!

Er hatte unerwartet große Ausgaben gehabt, für eine Krankheit seiner Frau, für die Kinder, infolge geschäftlicher Verluste. Nun wußte er nicht, wie er seinen Verpflichtungen nachkommen sollte. Da fand er, daß er seine Lebensversicherung nicht nur in eine beitragsfreie umwandeln, sondern daß er auch ihren Rückkaufswert beleihen konnte. So konnte er die Schwierigkeiten überwinden. Er hatte allerdings auch wirklich gut abgeschlossen: Wegen der sparsamen unmittelbaren „hannoverschen Werbung" und dem „hannoverschen Gewinnplan" war er Mitglied bei der uneigennützigen

Hannoverschen Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit zu Hannover vorm. Preußischer Beamten-Verein

Postanschrift: Hannover 1 · Postfach 50 W

Eine Lebensversicherung, die Freude macht

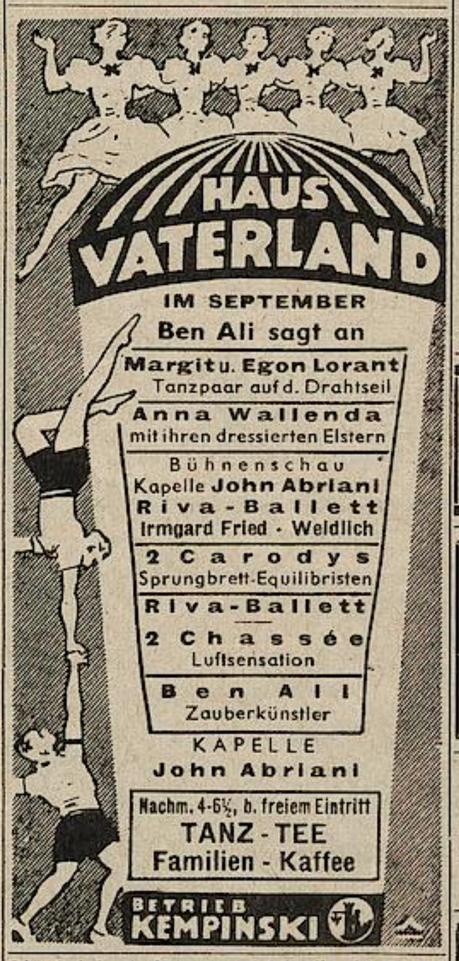
Ich bitte, ohne mich zu verpflichten, um Drucksachen über Lebens- (Kinder-), Pensions-, Renten-Versicherung

Name:

Stand: geb. am:

Ort:

Straße Nr.:



Die Original **Bauernschänke** in Berlin zum **Groben Gottlieb** Jägerstraße 65 Telefon: A 2 426

Inserieren bringt Erfolg!

Großer Kurfürst Inhaber Hans Dörre AN DER POTSDAMER BRÜCKE

Restaurant Pauquet „Zum Schwarzen Ferkel" Dorotheenstraße 31. Die historische Gaststätte der Innenstadt

Weinstuben HUTH POTSDAMERSTR. 5

Troika Am Wittenbergplatz Kleiststraße 21. Das russische Restaurant. BALALAIKA-KAPELLE

Grau? Spezial-Haaröl beseit. graue Haare od. Geld zurück. Näh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt F 81 Herdw. 91 a

Besucht die **Loreley** am Zoo **Kantstr. 8** Wein, Weib, Gesang

Was wäre ein Bummel durch Berlin **ohne** den Besuch der originellsten Tanzstätte **Walterchen** Holzmarktstr. 72

Werben Sie in der „Wehrmacht"

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0804

gefördert durch Baden-Württemberg

Hier wird der Geist geschliffen

Silbenrätsel

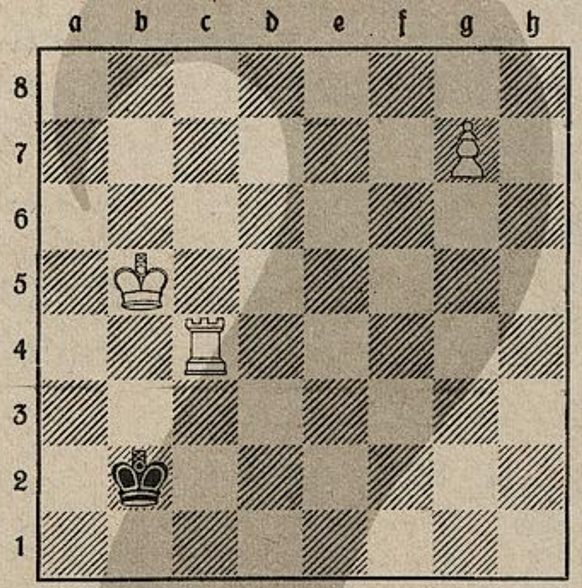
Aus den Silben: a - a - a - al - büh - di di - dreh - ei - erbs - erz - ga - ge - gi - gro he - heim - in - ker - le - mu - mus - na - na nacht - nau - ne - ne - ne - ner - ni - no - on on - re - ri - ro - sa - sen - ste - ta - ti ti - tin - tin - ton - tro - tung - u - ze - zi

sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, den Anfang eines alten Soldatenliedes ergeben.

1. Südfrucht . . . . . _____
2. Mineral . . . . . _____
3. afrikanischer Bantunegerstamm . . . . . _____
4. Name von Siegfrieds Schwert in Wagners „Ring" . . . . . _____
5. Bezeichnung für den Schiffsraum . . . . . _____
6. planmäßiges Werben _____
7. Dichter des Liedes ‚Freut euch d. Lebens' _____
8. Gewebe . . . . . _____
9. Hülsenfruchtgericht . _____
10. westdeutscher Badeort _____
11. Göttin der Jagd . . . _____
12. Schießbedarf . . . . _____
13. musikal. Bezeichnung _____
14. gelbblühende Staudenpflanze . . . . . _____
15. fotografisch. Ausdruck _____
16. bühnentechnische Einrichtung . . . . . _____
17. Ureinwohn. Amerikas _____

Schachaufgabe

Von W. Pauly.



Weiß: Kb5; Tc4; Bg7.
Schwarz: Kb2.
Weiß zieht an und setzt in 3 Zügen matt.

Ruhig Blut!

Eins-zwei-drei tu dich nimmer,
Das macht die Sache schlimmer.
Eins Zwei-drei allemal
Folgt bald ein Sonnenstrahl.

Sinnspruchmosaik

rst	and	twe	
hae	dis	lt	hel

Die obenstehenden Mosaiksteinchen ergeben, richtig aneinandergereiht, einen Sinnspruch von Langbehn.

Das Schlüsselwort

4 5 3 6 . . . . . Gleichwort für Rüstung
5 7 1 5 8 . . . . . Material für Waffen
5 7 2 3 5 . . . . . Zierde des deutschen Waldes

Für die Ziffern sind in gegebener Weise Buchstaben einzusetzen, so daß Wörter von beigefügter Bedeutung entstehen. - Bei richtiger Lösung nennen die Ziffern 1 2 3 4 5 6 7 8 einen preußischen Feldmarschall, Sieger von Mollwitz.

Auflösungen aus Nummer 21

Skat-Aufgabe: V muß seine Schellen (Karo) 10 nachziehen, um die benötigten 14 Augen nach Hause zu bringen. Folgender Spielverlauf gibt den Beweis: 8. Stich: V Schellen (Karo) 10, M Schellen Daus (Karo As), H Schellen Unter (Karo Bube); 9. Stich: H Rot (Herz) 9, V Grün Unter (Pik Bube), M Schellen Ober (Karo Dame) (5 Augen); 10. Stich: V Eichel Unter (Kreuz Bube), M Schellen König (Karo König), H Eichel Ober (Kreuz Dame) (9 Augen, sind zusammen 14 Augen).
Will er unrichtigerweise seine 10 schonen, die er trotzdem verlieren würde, und einen seiner Unter (Buben) nachziehen, verliert er mit 60 Augen, da er nur 13 Augen erhält. 8. Stich: V z. B. Eichel Unter (Kreuz Bube), M Schellen Ober (Karo Dame), H Schellen Unter (Karo Bube (7 Augen): 9. Stich: V Grün Unter (Pik Bube), M Schellen König (Karo König), H Rot (Herz) 9 (6 Augen); 10. Stich: V Schellen (Karo) 10, M Schellen Daus (Karo As), H Eichel Ober (Kreuz Dame) (sind zusammen 13 Augen).

Silbenrätsel: Der ist mächtig, der vorwärts will.
1. Daguerre, 2. Eisbrecher, 3. Rezitativ, 4. Illo, 5. Setter, 6. Treptow, 7. Messalina, 8. Artillerie, 9. Europäer, 10. Cellist, 11. Hieronymus, 12. Tessenow, 13. Illimani, 14. Gabel, 15. Dachstuhl.

Sinnspruch aus Silben:
Ich wage es fröhlich - Gott füge es glücklich.

Silben-Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Armeekorps, 3. Bilbao, 6. Nora, 7. Gade, 8. Nero, 10. Alge, 11. Charente, 12. Bode, 13. Nase, 15. Halle, 16. Kunkel, 18. Marone, 19. Sandale.
Senkrecht: 1. Arno, 2. Meerane, 4. Bagage, 5. Ode, 9. Rochade, 10. Altena, 12. Bolero, 14. Sekunda, 15. Halma, 17. Kelle.

Zwei Worttreppen: Miene, Minne, Minna, Manna, Hanna, Hansa. Sagan, Sagen, Hagen, Hagel, Hegel, Hebel.

Zum Zerlegen: 1. Mulde, 2. Arche, 3. Reims, 4. Editha, 5. Nuß, 6. Gewand, 7. Ochsen. - Marengo.

Geschickt: P-Jonier.

Sie müssen Briefe schreiben, die Eindruck machen!

Sachlich, flott, kurz, verbindlich. Bestellen Sie meinen großen Briefsteller: **„Briefe, die Eindruck machen"**, 336 S., in Ganzleinen gebunden, RM. 4.- portofrei (Nachnahme RM. 4.35). Verkaufs-, Bewerbungs-, Mahn-, Beschwerdebriefe, Schreiben an Behörden, Verträge, Klagen, Widerklage, Hilfe ohne Rechtsanwalt, Privatbriefe zu allen Gelegenheiten. Nur das **richtig gewählte Wort** bringt Erfolg und Nutzen. Garantie: Rücknahme bei Unzufriedenheit!
Buchversand Gutenberg, Dresden - S. 371

Lernt Dekorieren!
Hamburger Dekorations-Fachschule
Hamburg 36 · Prospekt W frei

Sprich und schreibe richtig deutsch!
Wer falsch spricht, wird belächelt. Fehlerhafte Briefe bleiben ohne Erfolg, zerstören gute Verbindungen. Vermeiden Sie das! Bestellen Sie das zweiteilige Buch „Gut Deutschlehre mit Wörterbuch". Es beantwortet alle Zweifelsfragen: mir oder mich, Sie oder Ihnen, guter oder schlechter Satz, Komma oder keins, großer oder kleiner Buchstabe, s oder ß. 336 Seiten, RM 3.15 portofrei (Nachnahme RM 3.45
Buchversand Gutenberg Dresden-D 371

Rheinische Ingenieurschule Mannheim
MASCHINENBAU . ELEKTROTECHNIK
TECHNISCHER KAUFMANN
Programm A kostenlos

Die Deutsche Kolonialschule
bildet junge Leute für den Beruf des überseeischen Landwirts aus. Semesterbeginn: **Ostern** und **Herbst**. Prospekt durch die Direktion
Witzenhausen / Werra

Täglich **1 Stunde** Vorbereitung
durch Rustin!
Sie erreichen dann, wie so viele unserer Studierenden, durch Selbstunterricht Obersekundareife, Mittlere Reife und Abitur, können auch berufliche Prüfungen (kaufmännische und technische) ablegen. Ferner
berufliche Ausbildung:
kaufmännische, fremdsprachliche, musikw. und technische (Elektrotechnik, Maschinenbau, Kraftfahrwesen, Hoch- und Tiefbau, Textilwesen usw.)
Prospekte und Probe-Nr. der Rustin-Zeitschrift m. Erfolgsberichten kostenlos.
Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam-Ga 98

Tanz im Selbstunterricht mit 170 Bildern

Sie lernen bequem u. sicher **zu Hause** alle alten u. neuen Tänze: **der gute alte Walzer (auch linksherum), Polka, Rheinländer, Menuett, Figurentänze usw.**, ferner **Foxtrott, Slowfox, Tango, Steptänze, Engl. Waltz, Boston, usw. Jeder Schritt genau abgebildet u. erklärt. - Dazu „Die Kunst zu plaudern u. gewandt zu unterhalten"**, die Sie befähigt, **Eingang** in jede Gesellschaft zu finden. Bestellen Sie die Auflage **1937: „Der flotte, redegewandte Tänzer"** RM. 3,85 portofrei (Nachn. RM. 4,15)
Buchversand Gutenberg **Dresden - U 371.**

Anzeigen in der „Wehrmacht" haben Erfolg

Ohne Sonne schnell gebräunt
durch die weiße Vitalis-Creme. Jeden Tag jugendlich frisches und sportlich gebräuntes Aussehen. Man trägt die weiße Vitalis-Creme hauchdünn auf und reibt den Überschuß nach einigen Minuten ab. Innerhalb 20-30 Minuten bildet sich durch die Hautsekretion eine prächtige Tönung, die Ihnen ein fabelhaftes Aussehen verleiht. Aufklärende Druckschrift erhalten Sie kostenlos und portofrei von der bekannten
Kukirol-Fabrik, Berlin-Lichterfelde

Solche und viele andere häßliche **Nasen-**

formen erhalten durch meinen 15fach patentierten Nasenformer **Orthodor** eine edlere Linie. Stups-, Sattel-, Entenschnabel-, breite oder schiefe Nasen werden korrigiert. 6,50 RM., **mit weich. Lederpolster 8 RM. Nachn.** Versand zuzügl. Porto durch
Schröder-Schenke. Gegr. 1896
Berlin W 52, Kleist-Straße 26 II

LODEN-FLAUSCH-
Gabardine- und Sport-Mäntel
wasserdicht imprägniert nach Ihrem Maß. Sitz gar.
Steppdecken Kostümstoffe Anzug-Stoffe Bett- und Tischdecken Teppiche
6 Monatsrat., 1. Rate 4 Wochen nach Empfang. Maßlisteu. Muster unverbindlich.
Lodenhaus **Nürnberg**
Berlin C 2/7
Spandauerstr. 19

?Hornhaut?
. . . . dann Dreffin-Schälkur. Erfolg schnell und sicher! Dose gegen RM. 1,20 franko
Rudolf Langer, Chemnitz, Oststraße 80

Spiegel aufsitzend **S** abgekommen

ogar ganz am Schwarzen abgekommen . . der Schuß sollte eigentlich sitzen. Und wenn es eine WALTHER-KKS-Büchse ist, muß er sogar immer wieder sitzen, sie ist nicht umsonst meisterliche Thüringer Präzisionsarbeit, die schon rein äußerlich betrachtet höchstes Vertrauen erweckt. Meisterschützen erkennt man überhaupt zumeist an der WALTHER-KKS-Büchse, sie gehört zu ihnen, wie der Flaum zum Schützenhut. Kein Wunder, wenn sie dann immer wieder sagen: **Nur einmal WALTHER probieren — und dann nur noch WALTHER schießen!**

50 Jahre WALTHER Waffen
KKS Büchsen von WALTHER

An die Waffenfabrik WALTHER, Zella-Mehlis, Thür. - Die Bauweise Ihrer Kleinkaliber-Büchsen interessiert mich - erbitte Ihre Druckschriften S 106
Name: _____
Ort: _____
Straße: _____

Blendax
25 Pf. Zahnpasta 45 Pf.

Die Heilung quälender Katarrhe
die Tag und Nacht zum Husten reizen, muß die Beseitigung des Entstehungszustandes der Atmungsschleimhaut und deren Festigung gegen die Krankheitserreger zum Ziel haben. — Das ist es, worauf die großen Erfolge des „Silphoscalin", auch gegen ganz hartnäckige und veraltete Erkrankungen der Atmungsorgane bei Jung und Alt beruhen. „Silphoscalin" hilft von Grund auf, vor allem durch die Art und Stärke seines gewebekräftigenden Silicium-Calciumgehaltes. — „Silphoscalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 80 Tabl. RM. 2.11 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl Zusend d. interes. illustrierten Aufklärungsschrift S 101 v. Dr. phil. nat. Strauß.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0805
gefördert durch Baden-Württemberg

STOCK

HOCHLEISTUNGS
FRÄSER

R. STOCK & Co SPIRALBOHRER-, WERKZEUG- U. MASCHINENFABRIK AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN-MARIENFELDE

Schnellarbeitsstähle

für Spitzenleistungen

Werkzeugstähle
legiert und unlegiert, für alle Kalt- und Warmbearbeitungs-Werkzeuge
Spezialstähle aller Art
Baustähle legiert und unlegiert
Gesteinsbearbeitungsstähle · Schweiß- und Verstählstahl
Federstähle
Maschinenbaustähle · S.M.-Stähle nach DIN

Horbach & Schmitz G. m. b. H., Berlin NW 40
Verkaufsstelle für Nordostdeutschland
Horbach & Schmitz, Köln
Verkaufsstelle für Westdeutschland
Horbach & Schmitz G. m. b. H., Frankfurt a. M.
Verkaufsstelle für Süddeutschland einschl. Saargebiet
Horbach & Jahns G. m. b. H., Leipzig C 1
Verkaufsstelle für Mitteldeutschland

Kroll & Straus
BERLIN SO 36
Elisabethufer 31
Lager sämtlicher Formblätter
für die Wehrmacht

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad?

Wir machen Ihnen bestimmt ein gutes Angebot.
E. & P. Stricker Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 311

Tafelbestecke
schwer versilb., langj. Garant., sowie Bestecke aus massiv rostfreiem Edelstahl. Nur Qualität! Große Auswahl, Monatsrat. Freikatalog!
Vetterlein, Besteckfabrikation, Solingen 65

Vorschriftsmäßige
Zweispitz-
Sohlen-
nägel

VERLANGEN SIE ANGEBOTE
KNIPPING
GEBR. KNIPPING ALTENA i.W.

Fernsprechkabel mit Pupinspulen

Felten & Guilleaume Carlswerk
Act.-Ges. Köln-Mülheim

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0806
gefördert durch
Baden-Württemberg

Flieger, die nicht fliegen

VON H. ADLER / MAJOR (E) IM REICHSLUFTFAHRTMINISTERIUM

Die Schiffahrt braucht Häfen, Werften, Docks, Leuchtfeuer und viele andere Einrichtungen an Land. In gleicher Weise sind für die Luftfahrt Flughäfen mit Flugzeughallen, Werkstätten, Funkstationen usw. erforderlich. Den Marineteilen an Land entspricht also etwa die Bodenorganisation der Fliegertruppe. Dazu gehören vor allem die Horste mit Unterkünften, Hallen, Werkstätten, Werft, Funkmeisterei, Waffenmeisterei, Tankanlagen, Nachrichtenstelle, Bildstelle, Wetterstelle, Kraftwagenwerkstatt, Flugleitung, Verwaltung, Bewachung, Horstfeuerwehr und manches andere.

Schon aus dieser — durchaus nicht vollständigen — Aufzählung ist ersichtlich, daß die Aufgaben der Bodenorganisation sehr vielseitig sind. Es versteht sich deshalb von selbst, daß jede dieser vielen Aufgaben nur erfüllt werden kann von Soldaten, die eine entsprechende Sonderausbildung erhalten haben.

Die Aufgaben des fliegertechnischen Personals lassen sich in wenigen Sätzen umschreiben. Das fliegende Personal führt den Kampf; das technische Personal sorgt durch Wartung, Pflege und Instandhaltung des Geräts dafür, daß das Flugzeug als Kampfmittel jederzeit einsatzbereit ist.

Um die ihm übertragene Aufgabe erfüllen zu können, muß der Soldat des technischen Personals Fachmann auf seinem Arbeitsgebiet sein. Diesem Erfordernis wird nicht nur durch die Ausbildung, sondern schon bei der Auswahl für die einzelnen Laufbahnen Rechnung getragen, indem eine abgeschlossene Berufsausbildung (Gesellenprüfung) verlangt wird.

Für die Laufbahn der Flugzeugmechaniker eignen sich Maschinenschlosser, Maschinenbauer, Metallhandwerker und Angehörige ähnlicher Berufe. Sie werden eingestellt und erhalten ihre militärische Grundausbildung bei einer Fliegerersatzabteilung. Die technische Grundausbildung auf einer fliegertechnischen Schule gilt der Vervollkommnung handwerklicher Kenntnisse und Fähigkeiten, um den Flugzeugmechaniker in die Lage zu versetzen, Ausbesserungen und Instandsetzungen am Flugzeug, Motor und den Geräten auszuführen und den Start- und Wartungsdienst zu versehen.

Zu den Flugzeughandwerkern, die ebenfalls ihre fachliche Grundausbildung auf einer fliegertechnischen Schule erhalten, gehören Flugzeugschlosser, Flugzeugmetaller, Flugzeugtischler, Flugzeugsattler, Flugzeugmaler.

Neben den praktischen Arbeiten in den Werkstätten sind Kenntnisse zu erwerben in Flugzeugkunde, Werkstoffkunde, den Instandsetzungsvorschriften, im technischen Zeichnen.

Die Flugmotorenschlosser ergänzen sich aus Angehörigen der folgenden Berufe: Maschinenschlosser, Motorenschlosser, Kraftfahrzeugschlosser. Auch sie erhalten auf einer fliegertechnischen Schule die technische Grundausbildung, die sie befähigt zur selbständigen Wartung und Überholung des Triebwerkes.

Für die Verwendung als Flugzeugelektriker kommen in Betracht: Elektrotechniker, Elektriker (Elektroinstallateure, Elektromonteure), Elektromechaniker. Die technische Grundausbildung geschieht in einem Lehrgang auf einer fliegertechnischen Schule mit dem Ziel: Wartung und Instandhaltung des Bordstromnetzes und der elektrischen Bordgeräte.

Als Flugzeugfeinmechaniker erscheinen geeignet: Feinmechaniker, Uhrmacher und verwandte Berufe. Die technische Grundausbildung auf einer fliegertechnischen Schule soll den Flugzeugfeinmechaniker zur Prüfung und zum Instandsetzen von Bordinstrumenten aller Art befähigen. Dazu dient der Unterricht über Flugzeugkunde, die Physik der Gase, Instrumentenkunde, Werkstoffkunde. Dazu kommen Übungen im Ein- und Ausbau von Instrumenten, Beseitigen von Störungen, Prüfen und Eichen, Kompensieren.

Funker im Funkwagen bei der Nachrichtenübermittlung zu den Flugzeugen

Auswertung der Luftbilder in der Lichtbildstelle

Das Bodenpersonal bei der letzten Prüfung vor dem Start

Aufnahmen: Schaller (1), Walsdorf (1), Hames (1)

Die Laufbahnen der Flugzeugmechaniker, Flugzeughandwerker, Flugmotorenschlosser, Flugzeugelektriker und Flugzeugfeinmechaniker laufen zusammen aus in den Stellen der Flugzeugfeldwebel und Flugzeugoberfeldwebel. Die Voraussetzung für Beförderungen bilden stets die Bewährung im militärischen und fachlichen Dienst bei der Staffel und der erfolgreiche Abschluß eines Fortbildungslehrganges an einer fliegertechnischen Schule.

Soldaten mit handwerklicher Vorbildung als Elektriker, Mechaniker, Maschinenschlosser und Bauschlosser können sich für die Laufbahn des Flugzeugbombenpersonals melden. Dessen Aufgabe ist die Wartung der Abwurfgeräte und der Zieleinrichtungen, das Beladen der Flugzeuge mit Bomben, die Behandlung der Zünder.

Für das Fliegerwaffenpersonal kommen in Frage: Büchsenmacher, Werkzeugschlosser, Maschinenschlosser, Feinmechaniker mit abgelegter Gesellenprüfung. Rekruten, die diese Vorbedingung erfüllen, werden nach der militärischen Grundausbildung bei einer Fliegerersatzabteilung zum Fliegerwaffenpersonal der Truppe versetzt und bei der Wartung und Instandhaltung der Waffen verwendet. Technisch und militärisch geeignete Mannschaften erhalten frühestens in der zweiten Hälfte des zweiten Dienstjahres eine militärische Unteroffizierausbildung.

Deren erfolgreichem Abschluß folgt ein Fliegerwaffenunteroffizierlehrgang an der Waffenmeisterschule der Luftwaffe.

Für die Laufbahn des Flugzeugbildpersonals eignen sich Photographen, ferner Kartographen, technische Zeichner und schließlich Feinmechaniker und Elektrotechniker. Die für das Flugzeugbildpersonal in Aussicht genommenen Mannschaften werden zu einem Lehrgang an einer Fliegerbildschule einberufen. Lehrstoff: optische und phototechnische Grundbegriffe, Entzerrung, Auswertung und Vergrößerung von Luftbildern, Zeichnen, Gerätekunde.

Nur wer die Abschlußprüfung dieses Lehrgangs bestanden hat, darf zum Bildfeldwebel und Bildoberfeldwebel befördert werden.

Während der Nachwuchs für alle anderen Laufbahnen aus den Fliegerersatzabteilungen kommt, ergänzt sich das Flugzeugfunkpersonal aus der Luftnachrichtentruppe.

Für das Fallschirm- und Sicherheitsgerät-Personal eignen sich Soldaten aus verschiedenen Berufen. Unerläßliche Voraussetzung für eine solche Verwendung aber ist die charakterliche Eignung. Die für diese Laufbahn ausgewählten Soldaten erhalten in der zweiten Hälfte des ersten Dienstjahres ihre fachliche Ausbildung in einem Lehrgang für die Wartung von Fallschirmen und sonstigem Rettungs- und Sicherheitsgerät. Militärisch und fachlich geeignete Soldaten können nach erfolgreicher Unteroffizierausbildung zu Beginn des dritten Dienstjahres zum Unteroffizier befördert werden. Besonders bewährte Unteroffiziere, die für eine Feldwebelstelle ihrer Laufbahn in Frage kommen, können vom fünften Dienstjahr ab an einem Feldwebellehrgang an einer fliegertechnischen Schule teilnehmen. Dieser Lehrgang dauert sechs Monate, einschließlich Ausbildung im Fallschirmspringen, und schließt mit der Fallschirmfeldwebelprüfung.

Vielgestaltig sind die Anforderungen an die berufliche Vorbildung. Verschiedenartig ist die Ausbildung und Verwendung. Vielfältig sind die Laufbahnen des fliegertechnischen Personals. Für alle Soldaten aber, die mit dem hochwertigen und empfindlichen Gerät der Fliegertruppe zu tun haben, gilt als unerläßliche Grundforderung die charakterliche Eignung, Zuverlässigkeit, Pflichttreue und fachliches Können.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0807
gefördert durch Baden-Württemberg

Wir treffen auf Wald-Indianer

Von Schulz-Kampfhenkel
Leiter
der Deutschen Amazonas-Jary-Expedition
Zweiter Bericht

Nach Beendigung der Forschungsflüge setzte der eigentliche Vorstoß mit der Bootsflotte ein: Ein Teil unserer Caboclo-Mannschaft, ausgesuchte, verwegene Waldläufer, die sich auf Stromschnellenarbeit, Jagd und Fischfang gut verstehen. Im Vordergrund kniet unser deutscher Kamerad Joseph Greiner, der später als Opfer deutscher Forschungsarbeit am Fieber starb

Einer unserer Lastkähne, leer ungefähr 12 Ztr. schwer und 1½ t Expeditionsgut tragend. In der Mitte Expeditions-Ingenieur Krause. Wegen der reißenden Strömung des Flusses geht der Weg stromauf hart unter den zugewachsenen Urwaldufern

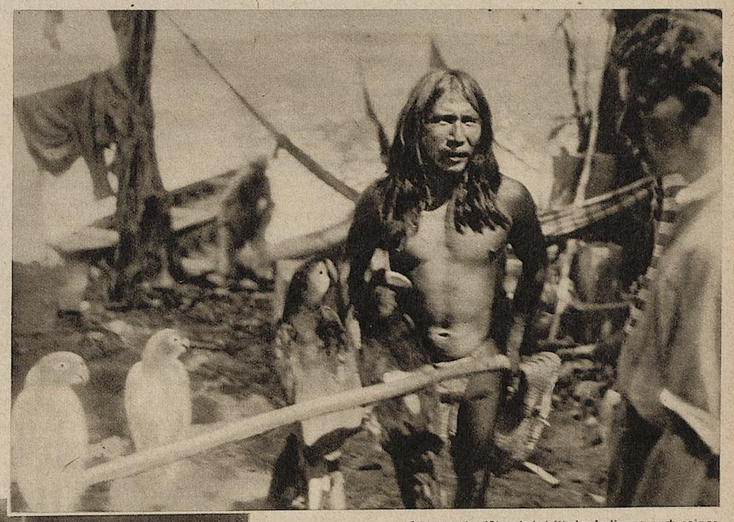
Der größte Augenblick des Vormarsches: Der erste Waldindianer kommt plötzlich hinter einer Krümmung in seinem elegant geschwungenen Einbaum uns entgegen. Im Heck des Kanus stecken Stangen, auf denen lebende Papageien und Araras hocken. Ihr buntes Gefieder leuchtet über die schwarz schimmernde Flußfläche herüber. Mit ihnen will er Eisenwaren in Santo Antonio eintauschen

Die Forschungsflüge den Jary stromauf liegen hinter uns. Von Indianersiedlungen haben wir noch keine Spur gefunden, nur menschenleeres Niemandsland, aus Urwald, Felsen, Stromschnellen, Wildwassern aufgebaut. Der Start der Bootsflotte mit allem Troß, der eigentliche Vorstoß zur Forschungsarbeit, steht bevor. In Santarem, einer kleinen Stadt am Mittellauf des Amazonas, haben wir in einer Bootswerft besondere Plankenboote bauen lassen. Sie müssen aus eisenhartem Amazonasholz sein, besonders stark gefügt, um dem Anprallen an Unterwasserfelsen, dem Schleifen über Steinbänke monatelang Widerstand leisten zu können. Mit den einfachen Amazonaskähnen ist auf dem Jary-Fluß nichts anzufangen — das hat uns schon der Blick von unserem Flugzeug auf die schäumenden Wildwasser gezeigt.

Am Unterlauf haben wir unter den Gummi- und Paranuß-Suchern eine verwegene Bootsmannschaft zusammengestellt, Caboclos, wie man die brasilianische Landbevölkerung Amazoniens nennt, Mischlinge aus Portugiesen-, Indianer- und Afrikanerblut, prächtige Naturburschen, die diesem Klima und dem wilden Leben der Urwälder vorzüglich angepaßt sind, noch den Instinkt der Waldläufer besitzen, im Jagd- und Fischerhandwerk gut erfahren sind.

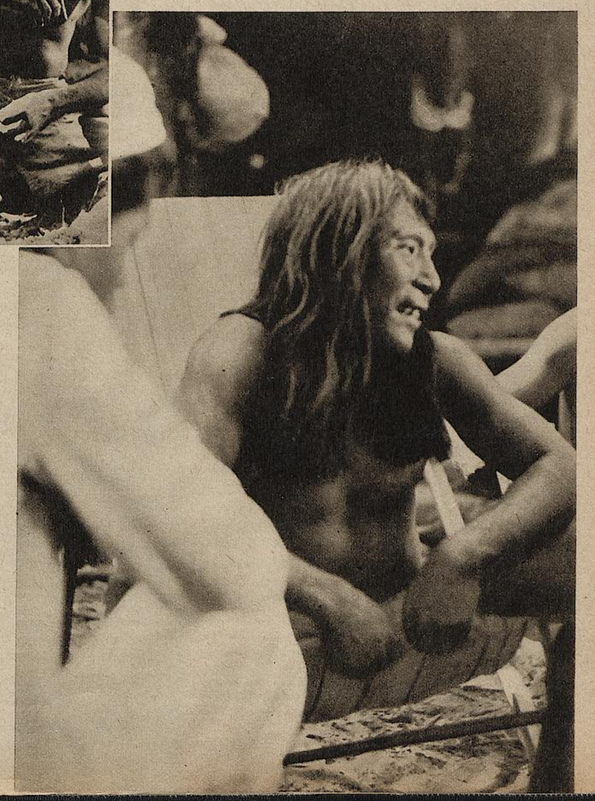
In fast einwöchiger Arbeit haben wir die mächtigen Wasserfälle der Cachoeira Grande do Santo Antonio überwunden. Die Boote, von denen jedes leer allein 12 Zentner wiegt, sind über Felsen durch Strauchwerk auf die obere Plateaustufe des Flusses gezerrt worden, unsere fast 100 Zentner Ladung liegen in der kleinen Palmblatthütte am oberen „Hafen", von dem aus die Gummi- und Paranußsucher noch wenige Ruderstunden flußauf ihrer Arbeit nachgehen. Darüber hinaus gen Norden ist unbekanntes Land. Niemand in Santo Antonio kann uns sagen, wie weit und wo dort die Indianer hausen und welchem Stamm sie angehören. Vor vier Jahren sollen einmal einige in einem Einbaum hier in den Gummisucherhütten erschienen sein, Glasperlen und Messer gegen Araras und Papageien eingetauscht und gleich darauf ohne Aufenthalt die Rückreise in ihre Wälder angetreten haben.

Die Suche nach ihnen muß unser erstes Ziel sein, von dem zum guten Teil die Weiterarbeit der Expedition abhängt. Ende November gehen wir zu 21 Männern, 5 Booten, fast 100 Zentnern Ladung, 2 Bootsmotoren und 2 Hunden auf die Reise. Die Hälfte des Gepäcks bildet grober Proviant, Farinha (Mehl der Maniokawurzel), Reis, Bohnen, dazu brauner Amazonaszucker, Salz, Tabak — als Nahrungsgrundlage für uns und unsere Mannschaft. Auf Fleischkonserven haben wir verzichtet, jedes entbehrliche Kilogramm an Ladung muß gespart werden, um die Boote in den Stromschnellen nicht zu überlasten. 5000 Schuß Munition führen wir mit, Drillinge, Doppelflinten, Mauserstutzen für uns und Vorderlader für unsere Caboclos. Benzin und Öl für die Motoren in Blechkanistern. Die ganze Küchenausrüstung fährt der Koch allein in seinem kleinen Boot, dann Eisenkoffer mit den Film- und Fotokameras, Filmmaterial,



Scheu und mißtrauisch tritt der Indianer nach seiner Landung vor unserem Jagdlager auf uns zu . . .

Wir begrüßen ihn mit freundschaftlichen Gesten und lassen ihn in unserem Liegestuhl Platz nehmen. Die schwierige Verhandlung beginnt. Der Indianer weiß von seinem letzten Tauschbesuch in Santo Antonio vor vier Jahren her noch einige portugiesische Vokabeln. Mit ihrer Hilfe, mit Gesten und Gebärden geht die Verständigung mühsam vorwärts. Unsere Caboclos starren diesen ersten unberührten Waldindianer ihres Lebens mit aufgerissenen Augen an . . . Es kommt heraus, daß unser Waldmensch vom Stamme der Aparai-Indianer ist. Er will uns klarmachen, daß keine weiteren Menschen oben in der Wildnis hausen, nur er allein wohne dort in seiner Hütte, alle anderen habe Jurnpary, das große böse Tier, gefressen. Das kann nicht stimmen. Er will uns in seinem Mißtrauen abhalten, in die Jagdgründe seines Stammes einzudringen . . .



Dann haben wir ihm unsere Schätze an Tauschwaren gezeigt: Glasperlen, Tücher, Messer, Äxte. Wir haben ihm klarzumachen versucht, daß wir dies den Aparai-Indianern bringen wollen und dafür Geräte ihres Stammes eintauschen und die Tiere ihrer Wälder jagen. Da wird Pitoma, so heißt der Aparai, zugänglicher und lächelt. Nach halbtägigem Gespräch willigt er ein, uns zu seinem Dorfe weit stromauf zu führen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0808

gefördert durch
Baden-Württemberg

Der Kampf mit den Wildwassern geht weiter: Riesige Stromschnellen, in denen sich tosende Kaskaden rauschend über das weite, treppenartig abgestufte Geröllbett des Jary zu Tal wälzen

Teleobjektive, Feldstecher, die zentnerschweren Kisten mit der elektrischen Tonapparatur, mit der wir die Tänze und Gesänge der Indianer, von denen wir nicht einmal wissen, ob wir sie finden werden, aufnehmen wollen, Fallen für Raubwild und Kleingetier, ein Faltboot, Gummisäcke mit Buschkleidung und Stiefelwerk, Dynamos zum Wiederauffüllen der Tonakkumulatoren, Kisten mit Werkzeug und Ersatzteilen, über 50 Meter starkes Hanfseil für die Arbeit in den Stromschnellen — das ist ein kleiner Ausschnitt aus dem Troß.

Seit fast einer Woche sind wir zwischen den Wäldermauern des Jarylaufs auf der Reise. Wo ruhiges Wasser herrscht, summen die Außenbordmotoren im Heck und seitlich der Führungsboote unserer zwei Schleppzüge. Wo starke Strömung steht, staken die Kerls die schweren Kähne vorwärts. Wo in flachen Schnellen die Wellen schaumköpfig zu Tale reiten, springt alle Mannschaft in das Wasser und schiebt und zerrt die Boote unter rhythmischem Gebrüll voran. Dann kommen wir am Fuße einer mächtigen Treppenschnelle an. Durch einen Bergzug hat sich hier der Fluß sein Bett gesägt, die Wasser stürzen unübersehbar in niederen Kaskaden über abfallende Plateaustufen. Kein Weg scheint hier zu sein — aber wir müssen durch.

Tage werden wieder hingehen mit dem Überwinden dieser Naturschranke. Wir schlagen ein vorläufiges Lager auf, von dem aus in den Wäldern der Umgebung von uns und einigen Caboclojägern Jagd gemacht wird. Die zoologische Sammelarbeit setzt ein, denn die Berghänge sind überzogen von mächtigem, hochstämmigem Urwaldpelz, der gute Jagd verspricht. Ich muß hier einige Tage auf Gerd Kahle und Krause warten, die mit noch erwartetem Nachschub nachkommen werden. Greiner soll mit der Hauptmannschaft, da seine schweren Kähne sowieso langsamer sind, schon vorausgehen. Unsere Hauptsorge muß der Auffindung von Indianern gelten, wir müssen bei ihnen unser geplantes vielmonatiges Hauptlager beziehen, da neben der zoologischen Arbeit völkerkundliche Forschung im Programm steht. Niemand weiß, ob und wo Nebenflüsse in den Jary weiter stromauf münden. Viele Indianerstämme lieben es, sich dicht oberhalb ihrer Mündung an solchen Nebenflüssen anzusiedeln. Da sitze ich mit Greiner am Tag vor seinem Start voraus am Lagertisch, wir besprechen, wie er sich bei seinem Vordringen, bis wir ihn in etwa einer Woche eingeholt haben werden, bei etwaigem Auffinden von Nebenflüssen verhalten soll. Es ist am Nachmittag, einige Caboclos sind auf Jagd in den Wäldern, andere kochen und machen Lagerarbeit. Da kommt ein Kerl gelaufen und ruft mit allen Zeichen der Erregung, daß ein Indianer auf dem Fluß in Sicht sei und sich dem Lager nähere. Wir springen auf und rennen an das Ufer. Es ist Tatsache! Mitten auf dem Fluß treibt einsam ein schlankes, kleines Boot, ein elegant geschwungener Einbaum, und im Heck sitzt ein fast nackter brauner Mann mit langer schwarzer Haarmähne und treibt das Kanu mit einem langen lanzettförmigen Paddel vorwärts. In wenigen Minuten ist er heran, Worte fliegen vom Ufer zum Einbaum und zurück, indianische Laute, wir verstehen sie nicht, aber wir winken und lachen, und zögernd treibt der Waldmensch sein Boot unserem Lager zu. Er springt an Land, sein scharfzügiges, typisches Indianergesicht drückt Mißtrauen und Verwirrung aus, aber er lächelt, als wir ihm entgegenlachen, ihm freundlich auf die Schultern klopfen und ihn hinauf zu unseren Hängematten ins Lager führen. In seinem Einbaum sitzen auf einer langen, ins Heck gesteckten Stange zahme Araras und Papageien. Einen halben Tag dauert die urwalddiplomatische Verhandlung mit diesem ersten Mann der Urrasse Amerikas, dem wir begegneten. Selbst unsere Caboclos starren ihn wie ein lebendes Weltwunder an. Er ist die erste große Sensation unserer Forschungsreise. Unser erstes großes Ziel ist fast erreicht! Es gilt, ihn zu gewinnen, unsere Flotte stromauf in die Jagdgründe seines Stammes zu führen. Die Verständigung ist schwierig. Es kommt heraus, daß er zu den Indianern zählte, die vor vier Jahren zur großen Stromschnelle herunter zum Tauschen kamen. Von damals her weiß er noch einige portugiesische Vokabeln. Mit ihnen und mit Gesten verständigen wir uns schließlich mühsam. Wir zeigen ihm unsere Schätze in den Tauschkisten. Als wir spät in der Nacht noch um das Lagerfeuer hocken, erklärt er sich endlich bereit, mit uns umzukehren und uns zu seinem Stamm zu führen. Damit ist ein erstes entscheidendes Ziel erreicht!

Tag um Tag, Woche um Woche, arbeitet sich unsere Bootsflotte flußauf. Mehrmals ziehen sich Männer Verletzungen an den Felsen zu. Einige bekommen Fieber, wir müssen hin und wieder einen und mehrere Tage Rast einschieben. Dann wird gejagt. Die zoologische Sammlung wächst schon auf diesem Anmarsch in das eigentliche Forschungsgebiet an. Klammeraffen schwingen sich wie schwarze Akrobaten durch die Baumkronen, ihre fleischfarbenen Gesichter leuchten als helle Punkte aus dem Düster der himmelhohen Baumkronen, wenn sie, verwunderte heisere Schreie ausstoßend, auf dieses nie gesehene Schauspiel der Menschenzwerge unten in dem Flußbett niederstarren. Weiße Reiher streichen mit schweren Flügelschlägen lautlos wie Märchenvögel zwischen grünen Waldkulissen hin, wenn unsere Boote sich ihrem Standort nähern. Ein Tapir poltert hinter einem Flußknick aus dem Dickicht, unser schwarzer Jäger Oktavio im ersten Boot legt ihn mit Kopfschuß um. Fünf Kilo Salz gehen drauf, das Fleisch des Großwilds als Vorratsproviant zu konservieren. In den schlammigen Mündungen kleiner Zuflußbäche stehen große Raubfische, die Trayraassús. An großen Angelhaken wird ein Stück blutigen Fleisches befestigt, die Caboclos werfen die starke Angelleine, die unten, zum Schutz gegen das mörderische Gebiß dieses Raubfisches, mit dünnem Blech umwickelt ist, aus, wenige Sekunden später rucken sie schon an, rennen, die Leine in der Hand, 10 Meter in den Wald hinein, zerren so den wie besessen um sich schlagenden Fisch an Land, mit dem Buschmesser spalten sie seinen Schädel — für die Abendmahlzeit, für die der Koch schon vor dem Fang das Feuer zwischen den Stämmen entzündete, ist nun gesorgt.

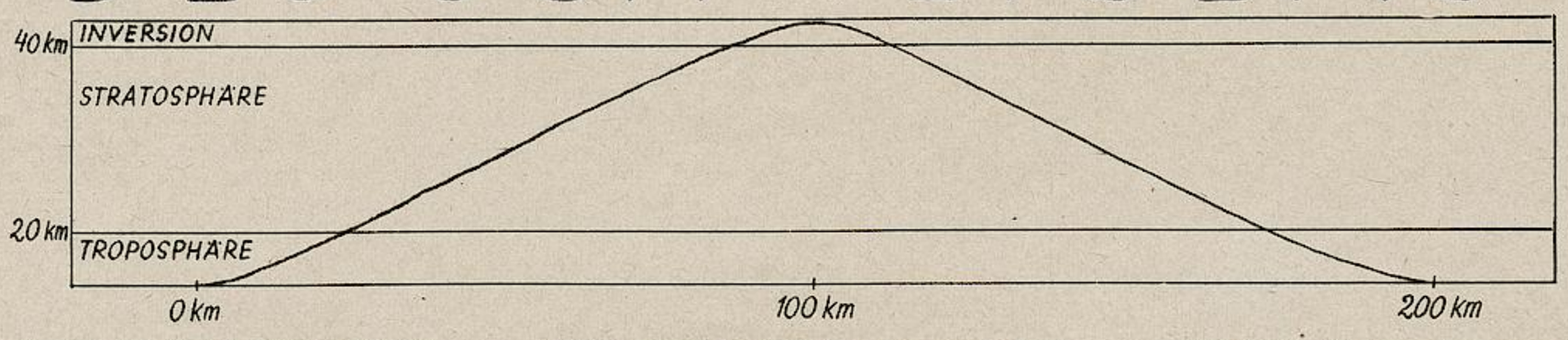
Und in der vierten Woche der Stromaufreise verkündet Winnetou — so haben wir unseren Indianer, der zum Stamme der Aparai gehört, getauft, da er von uns einen neuen Namen haben wollte —, daß wir nur „einmal schlafen" noch von seinem Dorf entfernt seien. Am Tag darauf, in den Nachmittagsstunden, kommen wir im Dorf der ahnungslosen und überraschten Waldindianer im Herzen der Bergwaldwildnis Brasilianisch-Guayanas an.

Wochen um Wochen kämpft sich die Bootsflotte stromauf. In engen Sogkanälen zwischen den Felsen werden die Boote an Tauen mühsam stromauf gezogen

Alle Aufnahmen: Schulz-Kampfhenkel und Gerd Kahle

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0809
gefördert durch Baden-Württemberg

Die Zone des Schweigens



Die Temperatur nimmt in den unteren Luftschichten (Troposphäre) nach oben hin stark ab. Der Schallstrahl wird infolgedessen nach oben gekrümmt. In der Stratosphäre, in der die Temperaturen gleichmäßig sind, läuft er in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter. In der Inversionsschicht wird der Schall wieder zur Erde zurückgeworfen

In der Schlacht am Skagerrak konnte die Besatzung der deutschen Luftschiffe keinerlei Gefechtslärm hören, obgleich sie in nicht allzu großer Entfernung über den kämpfenden Schlachtschiffen kreuzten. Andererseits wird berichtet, daß man in Ostpreußen, das etwa 900 Kilometer vom Skagerrak entfernt ist, den Geschützdonner der Schlacht vernommen hat.

Von einer solchen geheimnisvollen Zone des Schweigens, in der nahe von einem Schlachtort keinerlei Explosion gehört wurde, während andererseits Hunderte von Kilometern entfernt der Kanonendonner deutlich vernommen werden konnte, ist auch schon früher oft berichtet worden. So befanden sich die österreichischen Truppen, die zum Entsatz in der Schlacht bei Königgrätz eingreifen sollten, in einer Zone des Schweigens, so daß sie keinerlei Schlachtenlärm hören konnten. Sie griffen deshalb zu spät ein und erleichterten so den preußischen Truppen den Sieg.

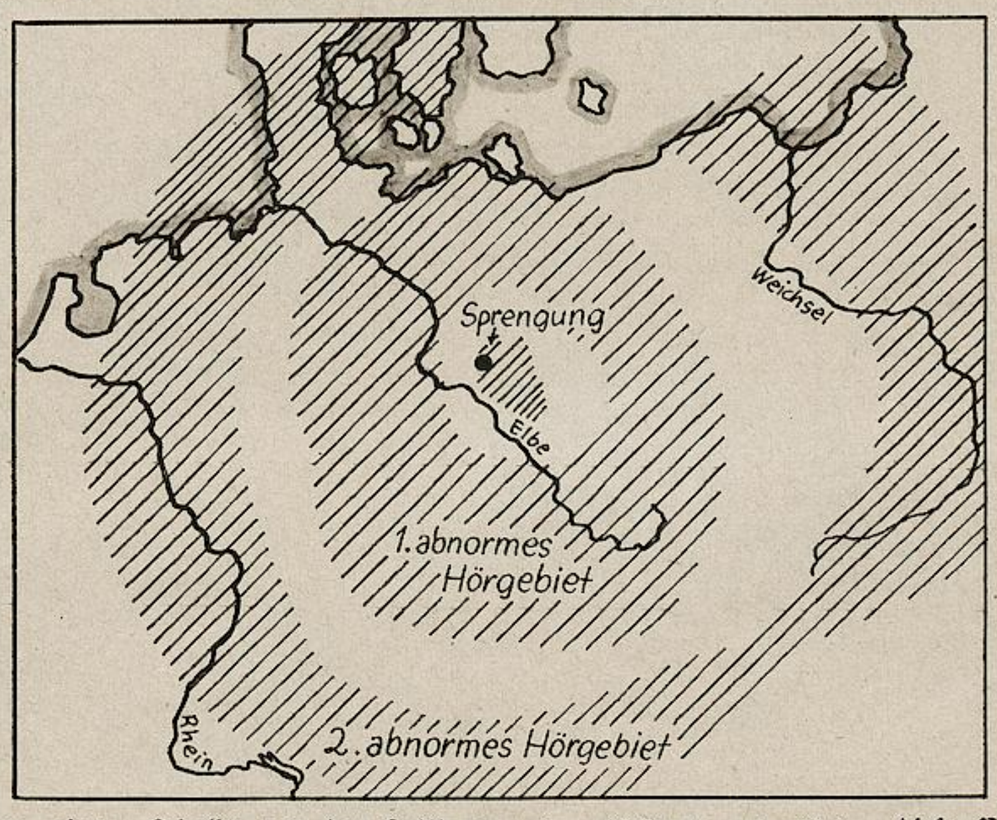
Wie ist nun eine solche Zone des Schweigens wissenschaftlich zu erklären?

Jeder wird beobachtet haben, daß er ein Geräusch aus größerem Abstand nicht so gut hört, als wenn er dicht neben der Schallquelle steht. Dieses Ergebnis scheint den oben beschriebenen Beobachtungen zu widersprechen. Trotzdem gibt es für diese, so absonderlich und geheimnisvoll sie uns zunächst auch erscheinen, eine wissenschaftliche Erklärung.

Bekanntlich breitet sich der Schall mit einer Geschwindigkeit von 330 Meter in der Sekunde aus. Die Schallgeschwindigkeit ist dabei vom Luftdruck völlig unabhängig. Ob beispielsweise eine Sirene auf einem hohen Berg oder am Meeresstrand ertönt — die Schallgeschwindigkeit wird immer die gleiche sein, nämlich 330 Meter in der Sekunde. Allerdings muß die Temperatur dabei genau 15 Grad Celsius sein. Die Schallgeschwindigkeit ist nämlich weitgehend von der Temperatur abhängig und ändert sich pro Grad um etwa 0,6 Meter in der Sekunde. An einem warmen Sommertage, an dem die Temperatur 30 Grad beträgt, wird die Schallgeschwindigkeit bereits 339 Meter in der Sekunde betragen, so daß ein von einem Geschütz 20 Kilometer entfernter Beobachter den Kanonendonner 0,3 Sekunden früher hört als an einem kalten Wintertage, an dem draußen eine Temperatur von 0 Grad Celsius herrscht.

Nun ist bekannt, daß die Temperatur durchaus nicht immer in allen Luftschichten gleich ist, und zwar nimmt sie mit der Höhe um etwa 0,5 Grad Celsius auf 100 Meter ab. Natürlich sind erhebliche Abweichungen je nach Jahres- und Tageszeit möglich. Im Hochsommer sind die dem Erdboden naheliegenden Schichten sehr heiß. Bei einer geringen Steigung ist es aber bereits merklich kühler. Die Ursache liegt darin, daß die Sonnenstrahlen die klare Luft durchdringen, ohne von ihr aufgenommen zu werden. Erst vom Erdboden werden sie aufgenommen. Der Erdboden strahlt die Wärme wieder aus und erhöht hierdurch die Temperaturen der nahen Luftschichten. Dieser untere Teil der die Erde umgebenden Lufthülle, in der die Temperaturen nach oben hin abnehmen, heißt Troposphäre. Die Troposphäre ist auch das Gebiet der Lufthülle, in der sich alle Wettervorgänge abspielen. Im oberen Teil der Lufthülle, der Stratosphäre heißt, bleiben die Temperaturen nach oben hin stets die gleichen. Allerdings ändern sie sich je nach der geographischen Breite. So nimmt die Temperatur in der Stratosphäre von den Polen der Erde nach dem Äquator hin ab. Sie beträgt über Lappland — 45 Grad, über Mitteleuropa — 55 Grad und über den Tropen — 80 Grad Celsius. Die Grenze zwischen Troposphäre und Stratosphäre schwankt je nach Breite und Jahreszeit zwischen 7 und 15 Kilometer. Im Sommer liegt die Grenze über Lappland bei 10 Kilometer, über Mitteleuropa bei 11 Kilometer und über den Tropen bei 16 Kilometer.

Da nun also die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalls von der Lufttemperatur abhängt, und diese sehr verschieden sein kann, so wird der Schall sich also in der Luft bald schneller und bald langsamer fortpflanzen. Infolgedessen krümmen sich die Schallstrahlen, und zwar immer nach der Gegend hin, in der die Temperatur geringer ist. Da die oberen Luftschichten kühler sind, krümmt sich der Schallstrahl nach oben, so daß ein Beobachter nach einem gewissen Abstand nichts mehr hört. Er befindet sich in der Zone des Schweigens. Unter besonderen Verhältnissen der obersten Luftschichten kann nun der Fall eintreten, daß die Schallwellen in großen Höhen, der sogenannten Inversionsschicht, zurückgeworfen werden. Man führt dies auf die große Wärme dieser Schicht zurück. Über die Ursachen der hohen Temperatur der Inversionsschicht sind sich die Gelehrten allerdings nicht einig. Da nun aber, wie schon oben angegeben wurde, die Schallstrahlen sich stets in die Richtung der niedrigeren Temperaturen krümmen, so laufen die Schallstrahlen hier wieder auf die kühleren Schichten der Stratosphäre und der Erde zu. Sie erreichen auf diese Weise wieder das Ohr eines von der Schallquelle weiter entfernten Beobachters, so daß auf eine Zone des Schweigens ein zweiter Hörbarkeitsbereich folgt.



Mit stark zunehmenden Temperaturunterschieden zieht sich der erste Hörbarkeitsbereich sehr zusammen. Wird die Zunahme der Temperatur sehr groß — also beispielsweise 1 Grad Celsius auf 100 Meter — so ist es möglich, daß sich der erste Hörbarkeitsbereich auf eine Kreisfläche von nur 334 Meter im Halbmesser um die Schallquelle beschränkt, wenn das Ohr des Beobachters einen Meter über dem Erdboden ist. Außerhalb dieses Gebietes liegt dann bereits die erste Zone des Schweigens.

Umgekehrt verschwindet die Zone des Schweigens ganz, wenn die Temperatur überall die gleiche ist, da der Schall dann in der einmal eingeschlagenen Richtung weiterläuft und allmählich schwächer wird. In den meisten Fällen verwischt sich allerdings der Übergang zwischen der Zone des Schweigens und den Hörbereichen.

In der Praxis kommt natürlich noch der Einfluß des Windes hinzu. In den meisten Fällen wird der Wind nicht vom Boden bis zu größeren Höhen die gleiche Richtung und die gleiche Geschwindigkeit haben. Ändert sich nun der Wind auch nur um fünf Metersekunden auf 1000 Meter Höhe, so wird der Schallstrahl in der Windrichtung nach unten gebogen, so daß keine Zone des Schweigens auftritt. Läuft der Schall dagegen der Windrichtung entgegengesetzt, so wird der Schall noch mehr nach oben gebogen, als es sonst schon der Fall wäre. Der Schall ist in diesem Fall für einen Beobachter (einen Meter hoch) in 270 Meter Entfernung schon nicht mehr hörbar. Eine Windzunahme nach oben begünstigt die Hörbarkeit in der Windrichtung. Eine Windabnahme nach oben verringert den Hörbereich.

Es können sich aus diesen Ursachen unter Umständen mehrere Zonen des Schweigens und mehrere Hörbarkeitsbereiche bilden. Man hat verschiedene Experimente ausgeführt, um diese Vorgänge genauer zu untersuchen. So wurde am 15. Dezember 1932 eine große Sprengung bei Oldebrock ausgeführt. Der erste Hörbereich reichte ungefähr bis zu einer Entfernung von 50 bis 60 Kilometer vom Sprengherd. Von 130 bis 140 Kilometer in östlicher Richtung wurde die erste Zone des Schweigens beobachtet. Bis zu 215 Kilometer trat dann ein zweiter Hörbereich auf, während nach 215 Kilometer eine neue Zone des Schweigens begann.

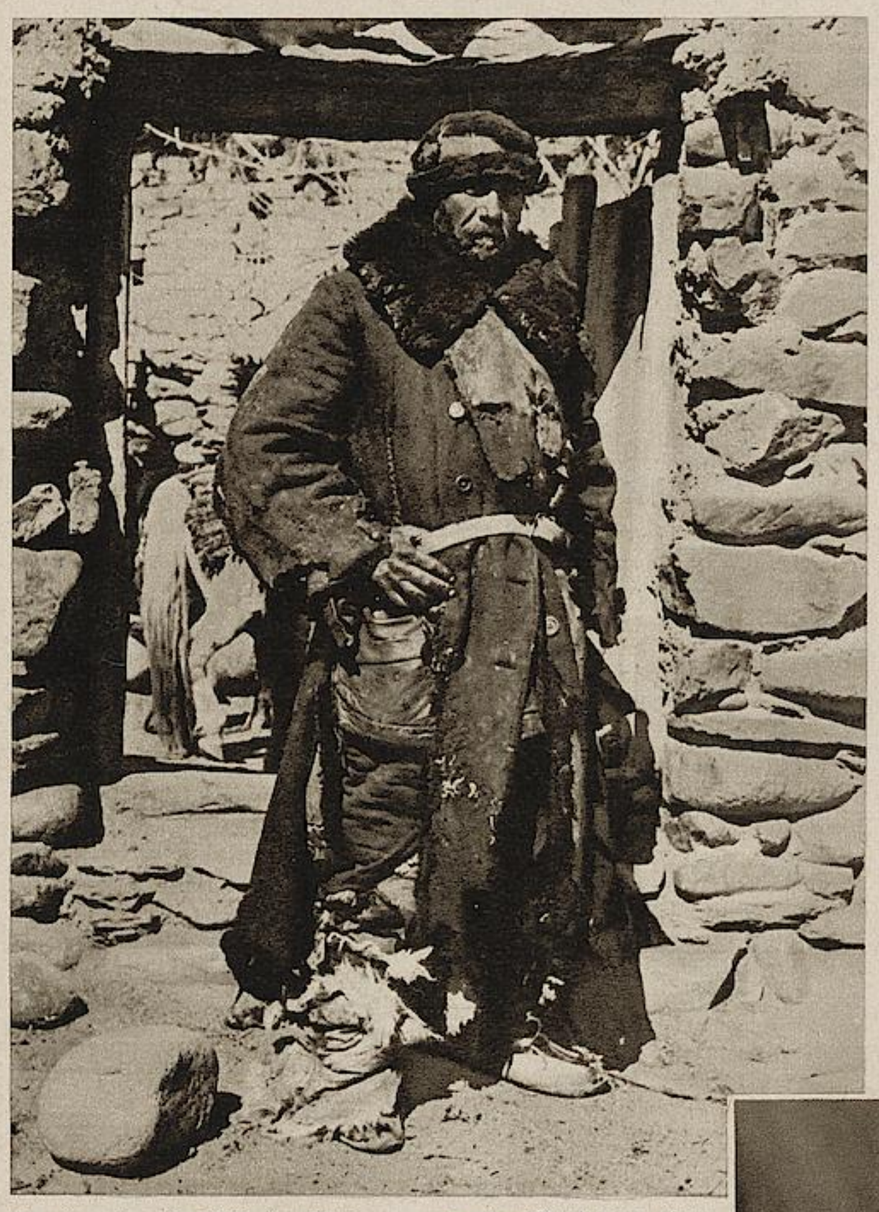
Die Vorgänge sind in den meisten Fällen deshalb so verwickelt, weil sehr viele Einflüsse für die Bildung einer Zone des Schweigens zusammenwirken. Trotzdem ist die geheimnisvolle Zone des Schweigens nichts anderes als die Folgeerscheinung von bestimmten physikalischen Zuständen der Lufthülle unserer Erde. Dr. Spies

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0810
gefördert durch Baden-Württemberg

Nationalpreisträger Filchner

SOLDAT UND KÄMPFER DER WISSENSCHAFT

Das Auge des deutschen Volkes ist in diesen Tagen auf Dr. h. c. Wilhelm Filchner gerichtet, dem der Führer den deutschen Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft verliehen hat. Im Hochlande von Tibet, eben erst monatelanger Gefangenschaft entronnen, noch mit dem Abschluß seiner unter schwersten Gefahren durchgeführten wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, feierte er am 13. September seinen 60. Geburtstag. Ursprünglich bayrischer Offizier, der schon als Oberleutnant zum Generalstab kommandiert war, folgte er bereits vor mehr als 30 Jahren seinem faustischen Drang, der ihn im Dienste deutscher Forschung in die Eiswüsten der Antarktis und in die Steppen und Gebirge Zentralasiens führte. Wilhelm Filchner, der stets mit geringsten materiellen Mitteln an die größten Wagnisse heranging, hat sich nie durch Gefahren und Rückschläge beirren oder abschrecken lassen. Hunger, Not, Entbehrungen, Gefangenschaft, Qualen aller Art haben ihn nie auch nur einen Zentimeter von dem Wege abweichen lassen, der zu dem von ihm selbst gesteckten Ziele führte. So hat er jahrelang mit unvergleichlicher Zähigkeit, hauptsächlich in Tibet, Arbeiten auf kartographischem und ethnographischem Gebiet betrieben, er hat Kultbeobachtungen angestellt, Tausende von Metern Film von hohem völkerkundlichen Wert gedreht. Seine erdmagnetischen Messungen brachten ihm die Würde eines Dr. h. c. der Universität Königsberg ein. – Wir wünschen dem willensstarken, ewig jungen, echt deutschen Mann gesunde Rückkehr in die Heimat!



Der Forscher Dr. Wilhelm Filchner nach den Strapazen der ersten Durchquerung Tibets

Bild rechts: Oberleutnant Filchner vom 1. Bayrischen Infanterieregiment, kommandiert zum Großen Generalstab (1907)

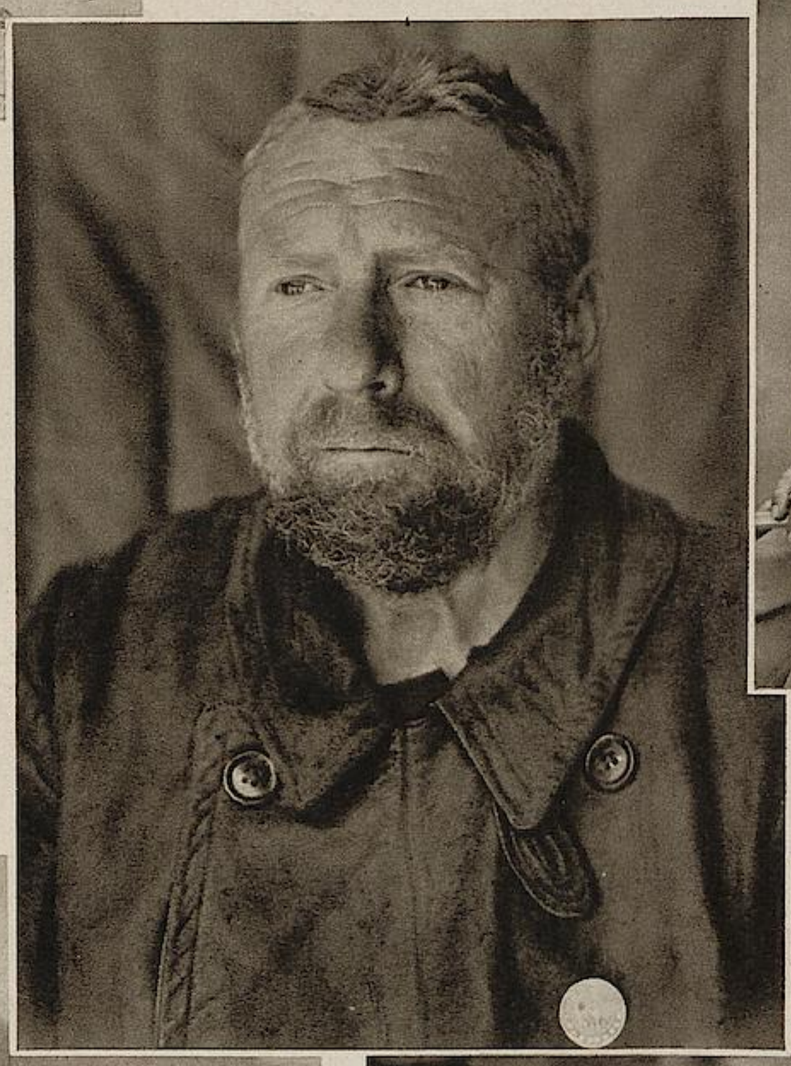


Bild rechts: Eine der letzten Aufnahmen des Forschers aus der Zeit seiner Festnahme im März 1937

Bild unten: Filchner mit seinen Gefährten erhält an der Grenze von Turkestan den Besuch eines europäischen Missionars. Unser Bild zeigt Filchner (in Lederjacke), vorn in der Mitte der Missionar

Bild unten: Beim Zeitabhören im Hochland von Tibet. Der Forscher errechnet sich die Zeit durch Vergleichen der Zeitansagen verschiedener Großfunkstationen der Erde

Hauptschriftleiter: Dr. Richard Jügler, Berlin-Steglitz. Stellvertreter des Hauptschriftleiters und für den Inhalt verantwortlich: Bernd E. H. Overhues, Berlin-Westend. Graphische Gestaltung: Dassel, Berlin-Wilmersdorf Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr. Für die Herausgabe und für die Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Deutsche Wehrbuchhandlung Ludwig Jernegg, Wien I, Burgring 1, Fernruf: B 20-400. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans-Joachim von Killisch-Horn, Berlin W 30. D.-A. II. 1937: Über 276 000. Auflage dieser Ausgabe: Über 335 000. Anzeigenberechnung und Rabatt nach Tarif, z. Zt. ist Preisliste Nr. 3 gültig. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Anzeigenschluß am Mittwoch der Vorwoche des Erscheinungstages. Verlag: „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37. Fernruf: 163918/19, Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Satzherstellung: Berliner Börsen-Zeitung, Druckerei und Verlag GmbH., Berlin W 8; Kupfertiefdruck: Otto Elsner K.-G., Berlin S 42. Bei Betriebsstörungen usw. können irgendwelche Ersatzansprüche nicht geltend gemacht werden. Erscheinungsweise: Monatlich zweimal (am ersten und dritten Freitag jeden Monats). Einzelpreis 25 Rpf. Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. Postbezugspreis: Monatlich 50 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Im Ausland kann die Zeitschrift bei der Post bestellt worden.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0811

gefördert durch
Baden-Württemberg